Zc VI 16

L. gr.
o.
500.

Hannibal und Antiochus.

Ein Bruchstück

aus

dem XVIIIten Buch des Polybius.

Nach der

zweyten Ausgabe der französischen Uebersetzung

des

Grafen d'Antraigues bearbeitet.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Mit kritischen Anmerkungen.

St. Petersburg,

1806.

Vorrede des französischen Uebersetzers.

Vor nunmehr fünf und zwanzig Jahren traf ich auf meiner Reise durch die Türkei, den Archipelagus und Aegypten, die ich auf Befehl des Königs von Frankreich machte, den Herrn von Savary auf dem Berge Athos an. Savary war dort schon seit fünf Wochen mit Anse de Villoison, und ließ, als ich kurz darauf mit ihm die Reise nach Aegypten antrat, seinen gelehrten Begleiter daselbst zurück. Während meines dortigen Aufenthalts erhielt ich, obgleich mit vieler Mühe, die Erlaubnis, mit Savary und Villoison die alten schriftlichen Denkmäler im Kloster der heiligen Laura zu durchsuchen. Villoison machte bei dieser Ge

legenheit die Entdeckungen, die in der Folge seinen Namen mit Recht so berühmt machten. Savary, der kein gelehrter Hellenist war, nahm wenig Theil an unsern gelehrten Arbeiten; für mich hatten sie den Vortheil, daß ich ein beträchtliches Bruchstück aus dem achtzehnten Buche des Polybius entdeckte. Da die frommen Bewohner des Klosters bei der Unwissenheit ihres Kopfs den Inhalt ihrer Manuscripte nicht kennen und bei der gesegneten Anzahl ihrer Vorurtheile die Handschriften weder brauchen noch ohne Schauer und Schrecken sich davon trennen können, so kostete mir der Besitz des Entdeckten alle nur ersinnliche Mühe. Die Bibliothek dieses Klosters enthält sicher — ich schließe das aus der Art und Weise, mit der ich bei der Untersuchung eines kleinen Theils von ihrem Inhalte meine Entdeckung machte — das ganze Werk des Polybius. Blos aus diesem Grunde und in der Hofnung, auf den Athos zurückzukehren und dort meine Untersuchungen fortzusetzen, verschob ich bis jetzt die Bekanntmachung dieser schon vor zwanzig Jahren gemachten Uebersetzung; ich wollte

die Aufmerksamkeit der heiligen Besitzer jener Schätze nicht durch das Gefühl von dem hohen Werthe derselben wecken. Jetzt, da man einen vollständigen Polybius unter den schriftlichen Denkmälern zu Herkulanum gefunden hat, fallen jene Motive hinweg, und ich glaube etwas Nützliches zu thun, wenn ich das Bruchstück, das ich besitze, hiermit bekannt mache. Die Identität und Wirklichkeit der gemachten Entdeckung ließe sich wenigstens durch die Vergleichung bestätigen.

Philipp hatte zwar nach der Schlacht bei Kynokephalos den Frieden, den ihm die siegreichen Römer vorschrieben, genehmigt, allein die Bedingungen, die ihm der stolze Sieger aufgezwungen, waren so drückend, daß er sich auf alle Weise davon loszumachen, und die Beherrscher von ganz Asien zu einer Coalition zu bewegen suchte, um mit ihnen gemeinschaftlich die Römer anzugreifen und die Herrschaft derselben auf Italien einzuschränken. In dieser Absicht schickte er Gesandte an den großen Antiochus, um mit ihm wegen einer

Off- und Defensiv-Allianz gegen Rom zu unterhandeln. Hannibal war gerade damals am Hofe des Antiochus. Der Staatsrath versammelte sich, um Philipps Vorschläge in Gegenwart des Königs zu prüfen, und Hannibal wurde eingeladen, an den Debatten Theil zu nehmen. Das Bruchstück, das ich besitze, enthält die ganze Rede des Hannibal, die Rede des Kabinetssekretairs und geheimen Staatsraths Polykrates, und die Antwort auf die Insinuationen des letztern, die Rede des Ministers Kallisthenes. Nach diesen Staatsreden nimmt Polybius den Faden der Geschichtserzählung wieder auf. Dieser Theil der Handschrift hat gerade durch die gefühllose Zeit am meisten gelitten. Wir geben hier dem Publikum blos das Bruchstück, das wir so glücklich waren zu entziffern.

Nachschrift

zur

zweiten Ausgabe der französischen Uebersetzung.

Der Beifall, den meine Uebersetzung von dem 18ten Buche des Polybius bei den Freunden der griechischen Sprache gefunden hat, giebt mir das Recht zu glauben, daß ich dieser neuen Ausgabe gewissenhaft alles zusetzen müsse, was ich bei der ersten noch weggelassen hatte. Ich hatte anfangs blos die Reden des Hannibal, des Polykrates und des Kallisthenes übersetzt; hier habe ich nun, um das kostbare Fragment in seiner Vollständigkeit zu geben, das ganze Stück des 18ten Buches, so wie ich es glücklicher Weise auf dem Athos fand, vollendet, und mit Vergnügen geb' ich dem

Publikum die Nachricht, daß ich ebendaselbst noch ein sehr langes Fragment aus dem 24sten Buche des Polybius entdeckt habe. Noch habe ich mich mit der Uebersetzung desselben nicht beschäftigen können, aber ich hoffe in kurzem den Liebhabern der griechischen Literatur die Uebersetzung davon in die Hände zu geben.

Jahr 558 — 559
nach Erbauung der Stadt Rom.

In diesem Jahre kamen die Gesandten Philipps, deren Abreise ich sammt den Bewegungsgründen ihrer Sendung im siebzehnten Buche erwähnte, am Hofe des Antiochus an. Sie überreichten dem Antiochus Philipps Sendschreiben und baten ihn dringend, sich ohne Verzug mit ihrem Beherrscher zu vereinigen und seine Heere zu den macedonischen stoßen zu lassen, denn so eben hätten sie erfahren, daß die Römer ungeheure Anstalten machten, um Philipp von neuem zu überfallen. Antiochus ließ sogleich seinen Staatsrath zusammen kommen und befahl dem Hannibal, den er mit zu Rathe zog, zuerst und noch vor seinen Staatssekretairen und Ministern zu sprechen. Die Räthe versammelten sich; Antiochus ließ den Brief Philipps, der ihn um

seinen Beitritt zu dem Kriege bat, vorlesen, wandte sich dann zum Hannibal und forderte ihn auf, seine Meinung frei zu sagen, mit dem Zusatz: von einem so großen Manne erwarte er Wahrheit, reine, lautere Wahrheit, und ohne ängstlichschonende Rücksichten. Hannibal trat auf und hielt folgende Rede:

Philipp, der sich durch die Einwilligung in den Frieden, den ihm die Römer vorschrieben, in den Augen der Welt herabgesetzt sieht, und dem das Schaamgefühl darüber bei weitem drückender ist, als selbst des Friedens harte Bedingungen, fordert euch auf, eure Kräfte mit den seinigen zu vereinigen und alles aufzubieten, um die Welt von der Tyrannei der Römer zu befreien.

Ihr berathschlagt euch über die Parthei, die ihr ergreifen sollt; es giebt also hier offenbar für euch zwei Partheien, und ihr habt zwischen beiden die freie Wahl! Ich gesteh' es euch, ohne mich dessen zu schämen, ich freue mich als theilnehmender Zeuge eurer Berathschlagungen, trotz meines Alters und trotz meiner langen Erfah-

rung, Aufschluß über ein mir völlig undurchdringliches Geheimnis zu erhalten. Ihr seyd also so mächtig, daß ihr zwischen Krieg und Frieden noch wählen könnt: unbegreiflich!! Ohne Zweifel habt ihr reiflich erwogen, was das Wort: Friede! bei einem mächtigen Staate, dem es um die Erhaltung seiner Existenz zu thun ist, sagen will. Ich habe bis auf den heutigen Tag geglaubt, Friede heiße für einen Staat weiter nichts, als die von dem Staate selbst gegründete Sicherheit gegen jede von außen her drohende Gefahr; nichts, als die beruhigende Gewißheit, daß er in seiner wirklichen Kraft an sich und in den relativen Kräften der mit ihm verbündeten Mächte, Mittel gefunden habe, seine Feinde zur ehrfurchtsvollen Schonung des bestehenden Friedens zu zwingen. In der politischen Welt giebt es nur Einen wirklichen, ächten Frieden, und diesen diktirt die eiserne Gewalt, der in jedem Momente alle Zwangsmittel zu Gebote stehen.*) — Ich suche, und sehe mich vergebens nach dieser Gewalt in des Antiochus Staaten um; ihr habt sie gefunden, das sagt mir eure Berathschlagung

*) S. die Anmerkung a) am Ende.

und ihr werdet mich nach der freundlichen, ungesuchten Zuziehung bei euren Berathschlagungen, mit dieser gebieterischen Gewalt ohne Zweifel bekannt machen: erlaubt mir indeß, bis ich meine Belehrung des Bessern und Wahrern von euren Talenten erhalte, die etwanigen Talente, die ich vor meiner Bekanntschaft mit euch hatte, zu benutzen, um die Elemente eurer politischen Lage, so wie ich sie bisher beobachtet zu haben glaube, vor euren Augen auseinander zu setzen.

Seit Alexanders des Großen Tode sind kaum hundert Jahre verflossen. Seleukus Nikanor, der glückliche Erbe seiner Eroberungen, setzte sich nach dem Beispiele der Generale jenes Helden die Krone, die jetzt sein Nachfolger trägt, selbst auf das Haupt. Der große Antiochus, der jetzige Beherrscher dieses Reichs, verdiente den schönen Beinamen den er führt, durch seine Siege, und diese Siege vereinigten die neueroberten Länder aufs innigste mit seinem Erbreiche und brachten seine Macht zu dem Gipfel der Höhe, auf welchem sie jetzt steht.

Welches sind die Bestandtheile dieser Macht? Ein Mutter=Staat, den der schöpferische Geist

eines der größten Menschen durch seine Anstrengung hervorbrachte, und eroberte Provinzen, womit die Erben seiner Verlassenschaft in hundert Jahren nach und nach den Staat vergrößerten. Rings um die Wiege dieses Staates und in jeder Aeußerung seiner Jugendkraft sehe ich nur Tapferkeit und Heldenmuth, und noch zur Zeit kenne ich zur Erhaltung eines auf diesem Wege geschaffenen und vergrößerten Staates keine andre und bessere Mittel als eben die, die ihn ins Daseyn riefen; ich kann es nicht fassen, wie Furchtsamkeit und Blindheit erhalten könnten, was Sieg erschuf und Sieg vergrößerte. — Welches sind die Bande, die die verschiedenen Völkerschaften dieses Reichs an ihren gemeinschaftlichen Beherrscher fesseln? Eine lange Reihe von Vätern und Söhnen, die unter einer und ebenderselben herrschenden Familie geboren wurden und starben, sie hat jene Bande nicht gebildet. Das Alterthum gab diesen Jünglingsstaaten noch nichts von seinem ehrwürdigen Ansehen: die Großväter unsrer Zeitgenossen sahen die alten Staaten verschwinden und die jungen Monarchieen entstehen. Ihr selbst seyd ja vor kurzem

Augenzeugen von der Unterjochung Mediens gewesen, und der lange, siebenjährige Krieg, der diesem Staat erst seine sich selbst erhaltende Kraft gab, ist euch vielleicht nicht unbekannt, ob mich gleich euer Benehmen und eure Anschläge zu glauben berechtigen, daß irgend eine gefährliche Epidemie auf immer die Männer dahin gerafft habe, die zu jenen merkwürdigen Zeiten des Heldenmuthes und des Ruhmes lebten. Nur ein einziges Band hält die einzelnen, verschiedenartigen Theile dieses großen Reichs zusammen: die militärische Kraft mit dem sie umstrahlenden Glanze. Zerreißt dies Band, und es werden sogleich gefährliche Rückerinnerungen erwachen, und schneidende schädliche Vergleichungen. Der Thron des Antiochus kann sich nur durch eben den Geist, der ihn erbaute, erhalten; ist dieser Geist einmal erloschen, so löst der Staat von selbst sich auf. Wahrlich, ihr Minister! nicht durch gelehrte Untersuchungen und Berathschlagungen über solche Gegenstände erwarben euch die ehemaligen Beherrscher dieses Staates das Recht, eure Posten und das Zutrauen ihrer Thronfolger zu misbrauchen. Dieser Staat hat

in der politischen Welt weiter keine Kraft als seine militärische Stärke, und nur die lodernde Flamme des Ruhms und der Ehre kann diese Stärke erhalten. Jetzt laßt uns die gegenwärtige Berathschlagung ihrer Natur und Beschaffenheit nach prüfen.

Es hat sich eine Nation aufgeworfen, die Welt zu unterjochen: sie hat erst ihre Kräfte an allen Gegenständen, die sie umgeben, versucht und geübt; alle ihre Nachbarn besiegt; die Knechtschaft, deren Joch sie auf der andern Nakken legte, mit dem schönen Namen Frieden bezeichnet, und seit jenem Augenblicke keinen andern Frieden anerkannt, als den der Sklaverei. Furchtbar ist das Schicksal eines Volks, das seinen Frieden nur in den Schrecknissen des Krieges suchen muß: dies Volk hat jene schauderhaft-grausame Nothwendigkeit, in die es sich selbst versetzte, sich als Panier des Nationalruhms aufgesteckt. Die natürliche Wildheit seines Charakters gebeut ihm, sich an seinem eignen Blute oder an dem Blute seiner Feinde zu letzen; seine unersättliche Habsucht macht alle wohlhabende Nationen in seinen Augen zu Fein-

den, und seine tyrannische Unterdrückungssucht läßt ihm nur dann das Süße seiner Macht empfinden, wenn es Ketten schmieden und sie fremden Völkern anlegen kann. Seine Wuth empört und schärft sich bei dem Widerstande, und durch Verachtung wird seine Unmenschlichkeit gleich einem vernachläßigten Feuerbrande nur angeschürt: ihm widerstehen und ihm dienen beides, führt unfehlbar hin zum Tode. Seine Gewaltthätigkeit schließt treulose Heimtücke nicht aus, und bei der schaamlosesten Wuth liebt es die Maske der tiefsten Verstellung. Reich ist dies Volk an allen Arten von Verbrechen; ja aus dem Heere der Schandthaten, die es begangen hat, weiß es sich eine neue Art von Macht zu schaffen, die Macht des glücklichen Verbrechens, das die Gewissensbisse in der Geburt schnell zu ersticken sucht. Es braucht den unzerstörbaren Abscheu, von dem es sich gedrückt fühlt, um in seinem Innern den Haß zu unterhalten, den es der Welt geschworen hat. Rom und die übrige Welt können nicht länger neben einander bestehen. Gefürchtet und gehaßt von der ganzen Welt, beschloß es durch die Unterjochung derselben, sich der Strafe seiner

eigenen Verbrechen zu entziehen, und dann zufrieden zu seyn, wenn es mitten in einem Meere von Blut, schreitend über Berge von Leichen und rings umgeben von Sklaven, durch Schrecken den lauten Schrei des Abscheu's, den es einflößt, ersticken, und in der entehrten Welt nur Mitverbrecher oder Schlachtopfer sehen würde. Rom wollte siegen und es hat gesiegt. Wie groß war anfangs seine Verwunderung! — aber wie groß wurde bald seine Verachtung! so viel Feigheit hatte es von Europa nicht erwartet!! Doch bald erholte es sich von seinem Staunen; fühlte, wie unwürdig es sey, um gleichzeitige Nationen zu vernichten, das Blut seiner Mitbürger aufs Spiel zu setzen, und wurde unwillig über sich selbst, daß es die Niederträchtigkeit dieser Völker nicht in ihrem ganzen Umfange geahnet hatte. Da machte es sich seine Erfahrungen zu Nutze, rüstete eine Nation gegen die andre, bediente sich der überwundenen Völker, um die zu unterjochen, die ihm Widerstand leisteten, und zerstöhrte diese seine Instrumente, sobald sie abgenutzt waren, ihm lästig oder verhaßt werden konnten.[b]) Nur

Karthago zeigte ihm einen Feind, der selbst die Hauptstadt mit Schrecken zu erfüllen wußte; Rom lernte einsehen, was der Wille und der Haß eines einzigen Menschen vermag. Aber — Karthago unterlag, und kaum war dieser Damm durchbrochen und jene Republik, die Nebenbuhlerin seiner Energie und Macht unterjocht, so sah Rom in der übrigen Welt weiter nichts als Könige die es zu schlagen, und Throne die es umzustürzen hatte: von der Zeit an ließ sein zügelloser Ehrgeiz blos von wilder, heimtückischer Treulosigkeit sich leiten.

Rom weiß: in Monarchieen ist der Thron der Mittelpunkt des National-Ruhms; es weiß: des Königs Ehre ist die Ehre des Staates; es weiß, daß die Auflösung eines Staates unausbleiblich erfolgt, sobald sich die Nation von dem Throne trennt und ihr Daseyn unabhängig von der Existenz des Monarchen zu machen sucht. Ein entehrter und mithin dethronisirter Monarch, wenn er auch gleich noch auf dem Throne sitzt, erwartet, um denselben zu verlassen, blos den Befehl eines Herrn oder das Machtgebot seiner Unterthanen. Eine geachtete Monarchie,

eine mächtige Monarchie unter der Leitung eines entehrten Königs, das sind politische Phänomene, auf welche die Geschichte noch wartet und noch lange warten kann. Rom weiß, daß die öffentliche Meinung über die Könige herrscht und daß die Könige selbst nur durch die öffentliche Meinung herrschen, aber es weiß auch, daß diese Beherrscherin der Welt nur um die königlichen Palläste herumgeht, ohne in ihr Innerstes einzudringen; doch wenn sie endlich die heiligen Schranken einmal durchbricht, so dringt sie, die Hand mit der allgewaltigen Rache bewaffnet, furchtbar tobend in das Heiligthum ein, um alles zu zerstöhren; denn nur da, wo sie vertraulich zugelassen und als Freundin in das Innerste aufgenommen wird, pflegt sie Regierungen zu erheben und zu verewigen. Auf dieser Kenntnis als auf seiner Basis hat Rom das Gebäude der treulosesten Politik aufgeführt. „Könige erniedrigen“ und „Könige entthronen“ sind von der Zeit an gleichvielbedeutende Redensarten geworden! Die erste verhält sich zur zweiten blos wie die Ursache zur Wirkung. — In einem Kriege, wie der punische war, durfte man

das Volk nur irre führen und durch Partheiwuth es zerreißen: Rom that's und Rom verdankt der Menge der Partheien seine Triumphe; Karthago ging durch sie zu Grunde. Doch wie viel Kämpfe hatte es zu bestehen, eh' es zu dem Resultate durchdrang! Seine heroische Standhaftigkeit war eine nothwendige Folge von der Unmöglichkeit, unter einem Volke, wo jeder Bürger sich für die öffentlichen Staatsangelegenheiten interessirte, die Wahrheit zu ersticken. Jetzt findet Rom das, was es noch zu thun hat, tief unter seinem Geiste und keiner weitern Anstrengung werth, und das ist der Grund, warum es seine Kräfte schont, und sich keine Mühe mehr giebt, seine Mittel zu verschleiern.

Was thaten die weisen Minister des Antiochus, als Rom Karthago bekämpfte? sie riethen, sich zu isoliren und neutral zu bleiben. Ihr mächtiges Genie hatte eine große bis dahin der ganzen Welt verborgne Wahrheit entdeckt: „wenn „zwei herrschende Mächte auf Tod und Leben mit „einander kämpfen, so handeln diejenigen, welche „nicht unmittelbaren Beruf haben an dem gro„ßen Kampfe Theil zu nehmen, sehr klug, wenn

„sie den Ausgang, ohne nach Miteinfluß darauf „zu streben, ruhig abwarten, wenn sie warten, „bis das bekannte Zartgefühl der siegenden Völ„ker und ihre rührende Dankbarkeit sich in Wohl„thaten gegen diejenigen ergießt und erschöpft, „die weltklug erst des Kampfes Entscheidung ab„warteten, um dem Sieger zu schmeicheln und „dem Besiegten zu fluchen." Diese große Wahrheit, die eurer Politik als Leitstern diente, hat blos euch wohlthuend gestrahlt und der Erfolg, der glückliche, hat sie bis jetzt den Augen der Welt entzogen. Die Römer, Kathago's Sieger, verließen das unterjochte Afrika, sie ließen es zerrissen und in Stücken liegen, wie Tieger die ausgesognen Knochen der zerrißnen Thiere auf die Seite werfen, und hefteten ihre von Mord- und Raubsucht funkelnden Blicke auf Asien. Und was sahen sie da? das, was sie sich wünschten, Schätze, nach denen sie gelüsteten und Mittel, sich jener Schätze zu bemächtigen. — Das seit Jahrhunderten herabgewürdigte Griechenland erwartete blos den Befehl des Siegers, um aus der Reihe der Staaten zu verschwinden: die Nachkommen des Miltiades und

Agesilaus hatten den furchtbaren Arm der alten Wundertapferkeit in den Gräbern ihrer Väter versenkt und blos den löblichen Gebrauch der Sprache von ihren Ahnen beibehalten. Doch was sag' ich? sie brauchten jenes schwache Organ blos um die Beredtsamkeit an ihrer Geburtsstätte zu entehren, und bewiesen durch ihr Beispiel, daß die Sprache in dem Munde feiger Menschen blos ein Mittel ist, ihre Schmach zu vergrößern und widriger hervorzuheben. Die Römer, die mit dem bittersten Spotte so vertraut waren, wie mit der unersättlichsten Grausamkeit, erklärten laut die Völker, die sie in Ketten geschmiedet hatten, für freie und edle Völker. Flaminius, der mit Nabis, dem König von Sparta, dem fürchterlichsten Tyrannen, der jemals existirte, c) einen Friedens- und Allianz-Traktat unterzeichnete, eben dieser Flaminius erklärte in ebendemselben Friedensinstrumente ganz Griechenland für frei, und die entmenschten, geist- und seelenlosen Griechen glaubten an die Worte des Römers. Freilich war den Römern viel, sehr viel darum zu thun, den Namen der Freiheit erst herabzusetzen, ehe sie die Monarchieen zu entehren begannen.

An diesem letztern Resultate arbeiten sie in diesem Moment und der leichte, der überraschend schnelle Erfolg, läßt sich leicht voraussehen. — Was sahen die Römer bei ihrem Blick in das große und weite Gebiet von Asien? — Einige Monarchieen unter den Scheinbefehlen von Königen, die an der Stelle ehemaliger Helden standen; gehorsame aber gährend-unruhige Völker, die sich schon den Gedanken beigehen ließen: „den Haß eines Königs müsse die Nation nicht nothwendig zu ihrem eignen machen!“ und endlich, feindselig gegen einander gesinnte Monarchen, von welchen der eine dem andern blos zu schaden, aufzulauern und ihn zu betrügen suchte. Die Römer fanden zu ihrem größten Erstaunen in Asien nichts weniger als Haß gegen Rom, aber überall persönlichen Haß und Neid und Eifersucht; es fand schon während es seine Nebenbuhlerin darniederschlug, daß die Fürsten Asiens, die treuen Theilnehmer aller seiner Entwürfe, ihm die Wege durch diesen Theil der Welt bahnten, und, um ohne Zweifel Rom Verlegenheit und Kosten zu ersparen, sich lieber unter einander selbst aufzureiben suchten. Rom er-

fuhr bald, daß Philipp, der Feind seiner natürlichen Alliirten, der Griechen, auch gegen den Antiochus feindselig gesinnt war, daß dieser von dem Hasse seiner Vorfahren gegen die Ptolomäer geerbt hatte, und daß die Menge der kleinern, zwischen diesen großen Mächten liegenden Staaten, die bald von der Wuth, bald von der Eintracht verschlungen wurden, bloße Mordinstrumente auf dem großen Kampfplatze und zu gebrauchen waren, um bald dem fremden Interesse, bald dem fremden Hasse zu dienen. Was mußte der Senat, den dieser Arm mit den Empfindungen der Furcht und der Gefahr bekannt gemacht hatte, und der selbst den Verlust und das Schrecken das er nie vergessen konnte, in eine neue Macht zur Unterjochung der Welt umschuf, was mußte der bei einer solchen Entdeckung für eine wilde Freude empfinden!! Von nun an leitete die Politik den Willen des römischen Volks; es merkte bald, daß zur Unterjochung Asiens, Verrath mehr nützen werde als Gewalt, und es verließ sich mit vollem Vertrauen auf das — Herz seines Senats. Der Ueberschlag war schnell gemacht und der Senat sah leicht ein, daß

die Vereinigung aller Könige Asiens mehr als hinreichend war, um die Welt zu befreien und Rom in seine Grenzen jenseit des adriatischen Meeres mit Nachdruck zurückzuweisen; er fühlte, daß eine durch Gewalt bewirkte Existenz auf eignem italienischen Boden, für das römische Volk ein Zustand der Verzweiflung und des Todes seyn würde; er sah, daß die Sicherheit des Senats auf Krieg beruhe, daß seine Reichthümer aus Plünderung und Verheerung hervorquöllen, und daß er nur dann sicher in Rom regieren würde, wenn er die ganze Welt seinen Römern zur Beute hinwürfe. Und so beschloß er die Unterjochung Asiens, und der Genius der Hölle gab ihm zur Ausführung die sichersten Mittel an die Hand. Der gleichzeitige Untergang aller Könige Asiens war eine Unternehmung, die Roms Kräfte überstieg; denn wenn sie alle auf einmal angegriffen wurden, so konnte die drohende Gefahr vielleicht das Wunder einer Vereinigung hervorbringen. Der Senat beschloß also, einen nach dem andern zu vernichten und zum Untergange des zweiten in der Reihe der Anzugreifenden, die Trümmern der ersten, überwundenen Macht zu brauchen und

dann mit den vereinigten Ueberresten beider über den dritten herzufallen. Dieser Plan wurde errathen, durchschaut und auf das deutlichste außer allen Zweifel gesetzt, und dennoch triumphirte die Dummheit selbst über sonnenklare Wahrheit, und ich sehe aus den Vorfällen des heutigen Tages, daß selbst die Ausführung dieses Planes euch von der Wirklichkeit seiner Existenz nicht hat überzeugen können. Es war den Römern darum zu thun, den Königen über ihr eignes Schicksal die Augen zu verschließen, ihnen den Blick in die Zukunft zu umdüstern, das Nachdenken über die Gegenwart zu rauben und ihrer dummen Gutmüthigkeit weiß zu machen, daß es kein sichereres Mittel gebe, dem gemeinsamen Feinde der Welt, der nach Unterjochung aller Völker, der Freunde und der Feinde, endlich auch auf sie losgehen werde, zu widerstehen: als ihre Vertheidigung zu isoliren, bei dem Angriff auf ihre Nachbarn, um das Recht der freien Neutralität als um eine Gnade zu bitten, zufrieden die niedrig erbettelte und klug bewilligte Frist zu genießen, und in dieser höllischen Neutralität zu verharren, bis die Römer mit ihren Lanzen kämen und in dem Inner=

sten der verrathenen Völker untersuchten, ob ihnen die Natur wohl auch ein Herz gegeben oder ob sie ihnen diesen Theil des Körpers versagt habe. Das war die Politik des römischen Senats. Zur Entwickelung ihrer ganzen Wirksamkeit war freilich eine Legion von Wundern der Feigheit, der Bestechlichkeit, der Dummheit und der Verblendung nöthig: aber der schlaue Senat erfuhr bald, daß diese Wunder in Monarchieen nicht so wunderselten sind als er gefürchtet hatte; er erfuhr bald, welche Schaar von Alliirten ihm in dem Rathe der Könige die Furcht, der Egoismus und die Habsucht verschaften, und suchte bald, durch die Menge der Partheigänger in Verlegenheit gesetzt, ihren gar zu treuen Eifer, statt ihn zu beleben, nur zu leiten. Von diesen treulosen Räthen, die sich der römischen Politik verkauft hatten, erfuhr der Senat, daß es sogar ein Mittel gebe, den Sporn der Furcht durch den Eigennutz zu schärfen und die Apathie der neutralen Könige recht systematisch zu machen, „man dürfe sie nur durch die schimmernde Beute, „die man den besiegten Königen abgenommen „habe, zu ködern versuchen.“ Dies neue Wun-

der hatte selbst der abgefeimte Senat nicht erwartet und seine politische Schlauheit wollte durchaus nicht daran glauben. Er betrachtete die Möglichkeit, die Bestechung und das Verderben so hoch hinauf zu treiben, mit einer Art von Schauer; Kato brach in der Versammlung des Senats ganz erschrocken in die Worte aus: „Väter „des Volks, traut diesen treulosen, zuvorkom„menden Versicherungen nicht, man sucht in eure „Geheimnisse einzudringen. Sollten denn die „Könige Asiens den Missethätern gleichen, die „man zum Richtplatz schleppt und die noch unter„wegs einander die Kleider zu stehlen suchen?“ Der Senat schwieg bei Kato's Worten, aber Kato selbst überzeugte bald darauf die Väter, daß der Himmel ihnen Asien in die Hände liefere, und daß Eumenes und Ptolomäus nur die Trümmern von der Beute Philipps und Antiochus verlangten.

Jetzt brach der Krieg gegen Philipp aus. Dieser Fürst, der wie alle seine Zeitgenossen ein Freund der edeln Halbheit ist, der weder in der Parthei, noch in den Maaßregeln die er ergreift, diesen Zeitcharakter verleugnet, scheinbarer

Neutralität das Wort spricht und gern nur hie und da im kleinen die Furcht durchblicken läßt, hatte in dem punischen Kriege alles gethan, um sich, auch ohne daß er im geringsten Karthago thätig beistand, in den Augen der Römer verdächtig zu machen; dafür erhielt er seinen Lohn und wurde, da er in grader Linie der erste Gegner war, auch zuerst angegriffen. Flaminius hatte die Griechen unterjocht; Philipp, der gegen sie aufgebracht war, ließ sie sinken. Flaminius hatte Griechenland für frei erklärt, und um den Werth dieser an sich freilich unschätzbaren Wohlthat recht fühlbar zu machen, zwang Rom die Griechen, gegen Philipp zu marschiren, ihr Blut für ein fremdes Interesse zu verspritzen und zur Befestigung der Herrschaft ihres Tyrannen zu sterben. Philipp wandte sich an Antiochus und sagte ihm, was er zu sich selbst hätte sagen sollen als ich vor Roms Thoren stand. Damals zeigte sich Roms Politik in ihrer ganzen Tiefe; damals erhielt der Nachfolger Alexanders den wohlgemeinten Rath, neutral zu bleiben, obgleich der Untergehende sein natürlicher Alliirter und er nach ihm, auf dem Wege den die

römischen Adler nahmen, der erste und also dem Untergange der nächste war. Dieser Rath, welch' ein hohes Wunder der Weisheit! und dennoch gab es ein noch höheres Wunder! Der König hörte die Stimme dieser Weisheit und — folgte ihr! Philipp, der Verlaßne, wurde bei Kynokephalos überwunden, erhielt aus den Händen der Römer, unter dem schönen Titel des Friedens, die Sklaverei, und der Besitzer von Alexanders Monarchie ward durch den Titel: Freund und Bundesgenosse der Römer, in den Augen der Welt entehrt. Die Römer konnten ihn vernichten und das Volk in seiner Wildheit hätte gern den Krieg auf diese Weise beendigt: aber die Politik des römischen Senates widersetzte sich diesem menschlichen Verfahren; lieber entehrt man die Monarchen und läßt sie dann mit der ganzen Last ihrer Schmach auf dem Nacken ihrer unglücklichen Völker liegen; lieber bedient man sich der Monarchen, um die Völker zu plündern, und wenn sie endlich unter der Last der Verachtung und der Schmach erliegen, dann begnadigt man sie und giebt ihnen den Todesstoß. Philipp sieht jetzt das Schicksal voraus, das seiner wartet

und wendet sich an euch, eröfnet euch alle Hülfsquellen, die ihm noch strömen, zeigt euch seine Geschichte, die weit beredter spricht als alle Worte, und bittet euch durch die Sicherung seiner Existenz an eure eigne zu denken und eure wohlbehaltnen Heere mit den macedonischen, die schon der Blitzstrahl traf, zu vereinigen. Das ist der Gegenstand dieser Berathschlagung, das sind die Grundsätze, auf die man zu sehen, die Umstände und Folgen, an die man zu denken hat. — Ihr fragt mich: „kann man sich auch auf Philipp verlassen?“ — ich frage euch wieder: „wie kann man sich nicht auf ihn verlassen? was soll euch denn für seine Treue bürgen als seine Lage, als die Gefahr in der er schwebt?“ Doch was sag' ich? der sicherste Bürge seiner Treue ist euch sein Haß gegen Rom, und den Beweis der Unaustilgbarkeit dieses Hasses habt ihr in euren Händen. Leset nur den Friedensvertrag, den man ihm aufgedrungen hat! in diesem Vertrage findet ihr eure ganze Zukunft! Wollt ihr den Krieg vermeiden, wohlan gebt eure Neutralität auf! — — Unterzeichnet schnell den Vertrag, schickt ihn nach Rom und bittet für diesen Preis

um die Erhaltung eures Lebens. — Doch nein! versucht es nicht! ihr würdet nur eine abschlägliche Antwort erhalten. In Blut bringt Rom die Rückerinnerungen die seiner Ruh zu drohen scheinen, zum Schweigen: es würde an eure Feigheit in diesem Umfange nicht glauben, und die Ehre die es euch erwiese, würde euch das Leben kosten. Man lese doch Philipps Friedenstraktat mit den Römern vor:

---

1) Philipp giebt den Römern alle Gefangenen und alle Ueberläufer zurück.

2) Philipp überliefert den Römern alle seine Schiffe, selbst das königliche Schiff nicht ausgenommen, ob es gleich wegen seiner Größe außer Dienst ist.

3) Philipp hält künftig nicht mehr als 500 Mann Soldaten.

4) Philipp liefert den Römern alle seine Elephanten aus und macht sich anheischig, künftig gar keine mehr zu halten.

5) Philipp unternimmt ohne Erlaubnis des Senats künftig keinen Krieg und setzt auch keinen ohne dessen Bewilligung fort.

6) Philipp zahlt an das römische Volk 1000 Talente, wovon die eine Hälfte sogleich und die andre innerhalb 10 Jahren, in jährlichen, gleichen Terminen bezahlt wird.

7) Philipp giebt den Römern seinen Sohn Demetrius als Geisel seiner Treue.

Hier habt ihr das Modell zu dem Friedensvertrage, den man euch zugedacht hat. Aus was für Gründen sollte Rom, wenn Philipp erst dahin ist, euch verschonen? Ich bin begierig was ihr eurem Beherrscher jetzt vorgaukeln werdet! ich kann es nicht errathen, kann's nicht fassen, ich gesteh' es und ihr müßt mir dies Geständnis vergeben. Wie? die Römer, die von der Machtsucht besessen, ihre Existenz dann erst sicher glauben, wenn rings um sie her auf der Erde nur Sklaven leben, sie sollten eine herrschende Macht, deren Grenzen die ihrigen drohend berühren, in Asien dulden? sie sollten eure Schätze in Ruhe lassen, sie, die die ganze Welt bekämpfen und durchrennen, um den besiegten Nationen alle ihre Habseligkeiten zu entreißen? — Eure Macht und eure Reichthümer

sind in den Augen der Römer Verbrechen: Verbrechen kann die große Nation nicht dulden, sie wird kommen und sie mit eurem Blute versöhnen, oder sich mit ihrem eignen Blute an euch rächen. Hier seht ihr eure Zukunft. Ich schmeichle mir, daß ihr euch meiner Meinung, die ihr nun kennt, in diesem Fall erinnern werdet. Sie kommt euch ohne Zweifel wegen ihrer unwiderstehlichen Klarheit schrecklich vor, und doch muß ich noch einige Umstände näher entwickeln, die ihre Widerlegung nur noch schwieriger machen.

Man weckt die Rückerinnerung an ehemalige Ursachen der Feindschaft und des Hasses, um euch die Mittel, der Gefahr die euch so gut bedroht wie eure ehemaligen Feinde, zu widerstehen, aus den Händen zu winden? — und was hat der alte, politische Haß mit der gegenwärtig drohenden Gefahr zu thun? bekümmern sich die Römer wohl aus einem andern Grunde um die Ursache eurer ehemaligen Eifersucht, als um euch selbst durch sie zu vernichten? Aber, wird man mir sagen, der Haß ist eine Nationalsache, er ist die ewige Schutzwehr gegen Philipps Angriffe und gegen die Habsucht des Ptolomäus,

und man muß ihn ja nicht verlöschen lassen. Macht euch darüber keine Sorgen! Entfernt nur vor allen Dingen die Römer und verlaßt euch übrigens auf die Schlauheit der Minister, die euch in euren Posten folgen: sie werden den Haß schon wecken, seyd deshalb unbesorgt! Haß ist die Hülle ihrer Unfähigkeit, durch ihn wird ihr Posten zum fruchtbaren, reichen Lande — aber wenn er für sie nothwendig seyn sollte, so ist er jetzt wenigstens gefährlich. Rom haßt euch alle ohne Unterschied: wohlan so lernt auch ihr einmal hassen! haßt Rom! und die heilsame Empfindung dieses Hasses beherrsche jede andre feindliche Regung eurer Brust. Bedenkt, daß ihr in Roms Augen verächtliche, verworfne Kreaturen seyd; daß euer Untergang unwiderruflich beschlossen ist. Auf und werft diese wilden Bestien zurück in die Länder, die sie ausbrüteten! und wenn ihr euch dann wieder frei und ohne Gefahr hassen könnt, nun gut, so ruft den alten Nationalhaß wieder hervor. In den Kämpfen, die seit Alexanders Tode Asien und Europa so viel Blut gekostet haben, wollte man durch den Krieg immer blos einen Nebenbuhler schwächen,

auch wohl ihn zu Grunde richten und seine Staaten verschlingen. War der Zweck des Kriegs erreicht, so folgte auf ein Heer von Unglücksfällen der Friede, und einer von den Nebenbuhlern überlebte die gebrochne Macht seiner Gegner. Aber jetzt schwächt euch euer Haß, ohne euch zu nützen; kein Streich von allen, die ihr einem Nebenbuhler versetzt, dient zu eurem Nutzen, sondern blos zum Vortheil Roms. Unterliegt der Ueberwundne, so erwartet euch Rom, um ihn zu rächen und euch beide in Einem Grabe friedlich zu vereinigen. Ich sage nicht: reißt euren Haß aus und werft ihn von euch! ich will nichts weniger als euren Ministern so nahe ans Leben gehen! ich sage blos, nehmt euren Privathaß zusammen, vereinigt seine Strahlen in einen einzigen Brennpunkt und thut einander wenigstens Uebel an, die dem Sieger zu Gut kommen können. Philipp ruft euch um Beistand an; auf! leistet ihm sofort alle mögliche Hülfe! fordert den Ptolomäus auf, sich mit euch zu vereinigen, ja noch mehr, ruft den Arsakes zu Hülfe, nehmt eure Zuflucht zu den Parthern! bei ihnen werdet ihr die Eigenschaften finden,

die ihr nicht mehr besitzt: Gesetzlichkeit in den Maximen, Mässigung bei der Macht, Festigkeit in gefaßten Entschlüssen, Muth im Unternehmen und Schnelligkeit im Ausführen. Der Vorschlag hat etwas chimärisches! aber für wen denn? für die alten Staatsmaschinen, für die Gewohnheitssklaven, die die Natur an Geist und Herz verstümmelt hat, die einen hohen Gedanken nicht fassen und, wenn er vor ihr erstauntes Auge hintritt, ihn noch weniger nach seinem Werthe beurtheilen können. Menschen dieses Schlages, die blos den Staaten, die sie ernähren, zur Last fallen, wagen es nie, ihre Meinung deutlich auseinander zu setzen, sie zischeln sie blos den Königen, deren Schwächen sie studiren, ins Ohr. — Die Zeit ist da, wo man dergleichen Leute zur Offenbarung dieser vergifteten Meinungen zwingen muß; denn das Tageslicht ist für sie der Tod, sie gleichen den scheußlichen Geschöpfen, die das Reich der Finsternis bewohnen und für welche das Sonnenlicht, das die ganze übrige Natur belebt, zum tödtenden Blitzstrahl wird, sobald es nur auf einen Augenblick in ihre Höhlen dringt. — Die Gefahr ist jetzt aufs höchste ge-

stiegen: Mittel, die nur auf kurze Zeit helfen, sind hier nicht anwendbar, und Aufschub ist gefährlicher als die Gefahr selbst. Ich wiederhole meine Behauptung, man muß den Arsakes zu Hülfe rufen. Herr eines eben so tapfern als gehorsamen Volks, bei unumschränkter Macht Oberhaupt der Kirche und des Staates zugleich, hat er sein Volk, dessen Gehorsam ihm die mächtigsten Bande der Menschheit sicherten, noch fester durch das Höchste und Edelste an sich zu ziehen gewußt, das von Gesetzen so unabhängig wie von Menschen ist und der Unterwürfigkeit nur neuen Reiz verleiht. Das Gesetz hat ihm Ehrfurcht und die Religion Gehorsam, aber seine Tugenden haben ihm Liebe verschaft, und in seinen wohlthätigen Händen werden alle andern Mittel durch diese neue Macht entbehrlich. Ich höre den Einwurf: „Arsakes ist den Gefahren die uns drohen fremd, und wird um unser Schicksal sich nicht kümmern!“ und in der That so würde Arsakes denken, wenn er sich Räthe aus eurer Mitte gewählt hätte. Aber gerade dies vorgebliche Hindernis giebt meiner Meinung die größte Stärke. Arsakes weiß

trotz seiner Sicherheit gegen die Frevel der Römer, daß ihre Grundsätze da vorwärts dringen, wo ihre Waffen nicht weiter können, er weiß, daß diese Grundsätze, die geschwornen Feinde der Könige, der Götter und der Menschen, durch Waffenglück nur neue Stärke gewinnen; er weiß, daß man von den Augen der Menschen den Anblick des glücklichen Verbrechens, das sich der Thränen triumphirend freut, und des vergoßnen Blutes entfernen muß; er weiß, daß es gegen verkehrte Meinungen, die auf den Flügeln des Sieges heranziehen, keine abwehrenden Grenzen giebt, daß man streifenden Räubern nur mit den Waffen in der Hand, und nicht durch Demüthigung gebeut. „Aber er kennt das Interesse von Asien nicht, wird man mir sagen, er ist ein Fremder!“ Grundfalsch! wer Parther kommandirt, nimmt Theil an allem, was die Welt interessirt, und dem Arsakes sollte das Interesse Asiens fremd seyn? Gott gab ihm Macht, er selbst hat Willen. Nicht das Interesse Asiens, nein, euer Haß, eure Eifersucht, euer Ehrgeiz, eure Treulosigkeit sind ihm fremd; von euren schimpflichen Berathschlagungen und dem Ein=

fluß eurer Räthe weiß er nichts, und gerade dadurch kann er das Band eurer Eintracht, der Mittelpunkt eurer Vereinigung werden. Außer euch müßt ihr jetzt die Stütze gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Sicherheit gegen Furcht und Schrecken, den Bürgen eurer wechselseitigen Sicherheit suchen. Die Römer haben nur Einen Wunsch, nur Ein Gefühl, nur Einen Willen: furchtbare Eintracht macht sie unüberwindlich! Bringt diese Eintracht unter euch hervor und ihr werdet sie besiegen. Doch diese Eintracht kann nur Arsakes bewirken. Auf dem Gipfel einer Macht wie der seinigen, kann man sich keine größern Besitzungen wünschen, aber wohl an die Erhaltung seiner Macht und Größe denken. Ihm, dem Beherrscher eines großen Theils der Welt, schwebt nur eine Glorie vor, die er noch nicht hat und die in seinen Augen der Eroberung werth ist: die Glorie eines Welterlösers! und sein Ehrgeiz strebt nach dieser Strahlenkrone, sie ist das, was der Hoheit seiner Seele entspricht. Benutzet das Glück, das euch der wohlthätige Himmel selber zeigt, und kündiget in der Vereinigung mit Arsakes und kraft der Stärke, die seine

Armeen euch geben, den Römern an, daß die Welt die unschätzbare Wohlthat des Friedens, den die Republiken nicht zu erhalten wußten, nun endlich den Königen verdanken soll. — Ich lese in euren erschrockenen Blicken, ohne Mühe die Mittel, durch welche ihr dem Antiochus das Vertrauen rauben werdet, das er dem Hannibal vielleicht schenken könnte und — ich werde euren Kreis nicht verlassen, ohne der Verkehrtheit, der ich die Maske abriß und die sich mit den Dolchen der Verläumdung gegen ihren Sieger waffnet, ihren letzten, elenden Zufluchtsort zerstört zu haben. Merkt auf, ich schildere jetzt die Männer unter euch, die blos auf meine Entfernung warten, um dem Antiochus die nöthige Behutsamkeit und wie sie wähnen, das gerechte Mistrauen gegen den Rath eines Karthagers einzuflößen, dem Asiens Interesse fremd ist, der aus Afrika entlief, der sein Vaterland durch sein Genie zwar nicht retten, aber doch überleben konnte, und der von innerm Groll erfüllt, unter einem verführerischen Aeußern kommt, um durch seinen Ruf und seine Talente, in Asien die Rächer einer Sache zu suchen, die mit dem Interesse des Antiochus

in weiter gar keiner Verbindung steht. Habe ich eure Sprache getroffen? könnt ihr mir Schuld geben, daß ich ihre Kraft geschwächt habe? Es ist wahr, ich sah Karthago sinken, — aber Karthago wäre mit euch zugleich durch diesen Arm gerettet worden, hättet ihr nicht zu der Zeit, wo ich die Römer hinter ihren Mauern blokirte, die unglückliche Neutralität begünstigt, die uns ins Unglück gestürzt hat und euch noch hineinstürzen wird. Karthago ist nicht mehr, das ist leider wahr, aber Rom existirt noch und mein unüberwindlicher Haß schwebt unglückschwanger noch über Rom. Ich habe Karthago nicht retten können, aber ich habe zu eurem Wohl und zur Entfernung der Gefahr, die ihr genährt anstatt sie zu beschwören, meinen Geist, meine Erfahrung und den Arm mitgebracht, der sich so oft den Römern furchtbar machte. Nie werde ich der Schmach erliegen und mich vor Römern beugen, lieber ziehe ich hin an die äußersten Grenzen der Erde. Ich möchte euch sicher stellen gegen Roms Tyrannei, und kann ich's nicht, so werde ich unter Barbaren die Empfindungen suchen, die ihr nicht mehr kennt. — Ich heiße

Hannibal, ja, ich bin der Hannibal aus Afrika! Hat Asien seinen eignen Hannibal? er trete hervor und ich ziehe mit den Geistesgaben, die euch nunütz sind, fort in ein ander Land. In eurer Lage ist es leichter großen Talenten zu fluchen, als sie zu entbehren. Ihr Anblick ist euch schmerzhaft; nun so erwerbt sie euch selbst und schafft durch eure eignen, musterhaften Generale euch das Recht, die Fremden, die euch nützlich werden können, zu entfernen. Indeß noch einen guten Rath zum Schluß: In großen, kritischen Perioden, die die Existenz der Staaten bedrohen, müßt ihr große Talente und die großen Männer des Zeitalters zu Hülfe rufen; ehrt und benutzt sie, überlaßt ihnen die Gefahren und den Ruhm großer Unternehmungen und legt ohne weiteres Bedenken die Macht in ihre Hand, wodurch sie eure Undankbarkeit gegen jede Strafe sicher stellen. Ist die Gefahr glücklich vorüber, so könnt ihr ja im Genusse des Friedens ruhig die Mittel auswählen, um den glänzenden Ruhm, der euch in Schatten stellt, zu vernichten und die Besitzer desselben, in Verbannung und Armuth für ihre beleidigende Größe büßen zu lassen. — Doch

Hannibals Andenken wird auch ohne euch unter den Menschen fortleben! — Aber was geht euch die Nachwelt an, in der ihr sicher nicht mit ihm leben werdet? Thut, was eures Amts ist: laßt Hannibal euer Reich retten, und ist es glücklich gerettet, dann tretet auf, den Retter zu vernichten.

So sprach Hannibal. Der Geheimerath Polykrates, des Antiochus Kabinetssekretair nahm sogleich das Wort, um dem Befehle seines Königs gemäß nun seine Meinung verlauten zu lassen:

Wenn der große, berühmte Name und die noch größeren Talente, durch die sich Hannibal mit Recht seinen strahlenden Ruhm erwarb, jedermann die Verpflichtung auferlegten, an seine Grundsätze, ohne weitere Prüfung ihrer Gründe zu glauben, so würde ich der erste seyn, der Beredsamkeit des großen Mannes, den wir eben gehört haben, meinen Beifall zu geben und mich seiner Meinung zu unterwerfen. — Wenn das Genie für sich allein schon, ohne die Erfahrung, die erforderlichen Lokalkenntnisse ersetzte, und ohne weiteres die Geheimnisse eines Staates, oder,

welches einerlei ist, das Reichspalladium in jeder Monarchie offenbarte, so hätte Hannibal die allgemeinen Grundsätze, die er uns entwickelt hat, auf die besondere, eigenthümliche Lage Syriens auch schon angewendet; was von der klarentwickelten Regel gilt, das gälte auch in seiner ganzen Stärke von der Ausnahme.

Aber kosmopolitische Freiheitsliebe und allgemeine Menschenliebe, müssen der Vaterlands- und Bürgerliebe immer untergeordnet seyn, und jene idealischen Welttugenden müssen stets von diesen schlichten, bürgerlichen Eigenschaften geleitet werden.

Ein geborner Unterthan des großen Antiochus erhebt sich bei allem, was er denkt und thut, zuerst mit seiner Seele zu seinem Könige; die Sorge für seines Königs Macht ist seine erste Sorge, der Wunsch ihres steten Wachsthums der höchste Wunsch seines Herzens, und die Furcht, seinem Ruhm und seiner Sicherheit etwas zu vergeben, herrscht über alle seine Meinungen. — Bei allen Geschäften muß man, so will es die weise Politik, den Zweck und Nutzen untersuchen, den Zweck mit den Mitteln und den Nu-

tzen mit den Opfern, die zum glücklichen Erfolge nothwendig sind, vergleichen und beide gegen einander abwägen. Nur wenn das vorgesteckte Ziel offenbaren Nutzen verspricht, und der etwanige Schaden, dem man sich bei dem Gebrauche der Mittel aussetzte, gegen den großen Nutzen eines glücklichen Erfolgs gehalten, unbedeutend ist; nur dann kann man sich mit Vortheil auf Unternehmungen einlassen. Aber ehe man mit allen diesen Präliminär-Artikeln, ich möchte sagen mit diesem Drum und Dran der Politik aufs Reine gekommen ist; halte ich es immer für ein Wagestück, seine Meinung deutlich herauszusagen. Es ist und bleibt ein gefährliches Wagestück, sich auf derlei müßige Untersuchungen und allgemeine Grundsätze einzulassen, die man freilich als Wahrheit gar nicht bestreiten kann, wenn von der Moral des Individuums und des gemeinen Bürgers die Rede ist; die aber nur auf die betrüglichen Irrwege der Rednerkunst (und der Sophistik) hinführen, sobald man von der Politik der Staaten und der Könige spricht. Man weiß nur zu gut, daß die Moral der Könige ganz etwas anders ist, als die Moral ihrer

Unterthanen. Und gerade dies ist einer von den stärksten Zwangsgründen der geheimen Kabinette, welche die Monarchen umgeben und von denen die kluge Sitte von jeher alle Fremden entfernte, damit die Moral der Politik, welche die eigentlichen Arkane des Reichs enthält, nicht zur Wissenschaft des großen Haufens komme, noch in die bekannte Collision mit den lieben, bürgerlichen Tugenden gerathe, die in den Hütten des Volks freilich ganz an ihrer rechten Stelle sind; und auf die man des gemeinen Mannes Auge beschränken muß, von denen aber die höhere Politik allein sich mit Fug und Recht losmacht. Demnach müssen die Gesetze des positiven Rechts, vor den Nationen und ihren Häuptern ehrerbietig Halt machen und schweigen, und an ihre Stelle muß das Recht des Stärkern treten; die Gesetze der Moral, die billig das Interesse des Einzelnen regeln, müssen verstummen, wenn von dem höhern Interesse der Politik die Rede ist. Sobald es gilt zu handeln, so kennt eine Nation kein andres Recht als das Recht des Stärkern, und wo die Politik zu sprechen hat, da ist das klügste Benehmen, verbunden mit dem nützlichsten

Resultate, die eigentliche, wahre Moral des Staates. — Die Römer bedrohen den König Philipp; durch schreckliche Unglücksfälle geschwächt, möchte er sich gern mit Antiochus verbinden, um den Römern Widerstand zu leisten. Jetzt laßt uns untersuchen, erstlich: den Zweck, dann den Nutzen, und endlich die Mittel und die Gefahren, die mit dieser Allianz für uns verbunden sind. Der offenbare Zweck unsrer Allianz mit Philipp wäre wohl kein anderer als dem Bedrängten einen Weg zu öfnen, auf welchem er der drohenden Gefahr entgehen könnte. Gut, ich will einmal annehmen, diese Allianz entfernte von ihm alle Gefahren seiner gegenwärtigen Lage: in diesem Falle frage ich, was hat der Staat des Antiochus für einen Nutzen davon, wenn er den Thron Philipps, des ewigen Nebenbuhlers seiner Macht, wieder aufrichtet und befestiget? Philipp kennt die Stärke Syriens zu gut, um dem Antiochus seine gegenwärtige Macht und das Uebergewicht, welches ihm die Siege seiner Vorfahren verschafft haben, jemals zu verzeihen. Was Philipp verloren hat, möchte er wieder haben, und Antiochus kann sich in seiner

Lage nur durch Philipps Untergang vergrößern. Wird Philipps Thron wieder aufgerichtet, wird er in dem Besitze seiner Macht wieder befestigt, so haben wir einen beleidigten, erbitterten, unversöhnlichen Nebenbuhler wieder erweckt, und ob ich gleich die großen Gefahren, die aus der Existenz Philipps für diesen Staat erwachsen, mir vorstellen kann, so kann ich doch den vorgeblichen Nutzen dieser Existenz in Absicht auf Syrien nicht einsehen. Ein glückliches Resultat kann demnach aus unsrer Verbindung mit Philipp nicht entstehen, aber die schrecklichen Gefahren, die mit dieser Allianz verbunden sind, — kann ich sie mir verhehlen? — Wer in der Welt hat den Römern noch zur Zeit widerstanden? Ihr seht hier mitten unter uns den deutlichsten Beweis von ihrer Unüberwindlichkeit, und Hannibal, der flüchtige Hannibal, der nach so vielen Siegen die Existenz seines Vaterlandes überlebte, lehrt euch selbst, ohne es zu wollen, wie unwiderstehlich die Macht ist, die ihr zum Kampfe herausfordern sollt. Ich kenne die Ueberlegenheit des Antiochus, ich weiß, wie wichtig sein Beistand ist, aber ich weiß auch, daß die

Ueberzeugung von seiner Stärke, den Römern Achtung gegen seine Neutralität gebeut. Sie wissen, daß Syrien, sobald es angegriffen, und seine Neutralität auf seinem eignen oder seiner Verbündeten Boden verletzt würde, den Römern durch das Aufgebot seiner gesammten Kräfte einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen könnte: denn alle seine Kräfte wären geschont und seine Schätze aufgespart worden, während die Feinde Roms ihre Armeen vernichtet, ihre Schätze verschwinden gesehen, und Rom selbst, um sie zu besiegen, sich in einen Zustand der Schwäche hätte versetzen müssen, welcher der Kraft Syriens, dieser ungeschwächten, unter den Schrecknissen des allgemeinen Krieges rein und ganz erhaltenen Kraft, den Sieg und den Triumph zusicherte. Syrien hat also bei einer Verbindung mit Philipp gegen die Römer keine andre Aussicht als die, durch einen Sieg über Rom die Macht seines Feindes zu sichern, und wenn die Römer siegen, sich ihre ganze Rache zuzuziehen. Ueberdies fordert die Politik dieses Reichs auswärtige Verbindungen gegen Philipp, und Syriens natürlichste Allianz ist Rom.

Rom kann den König Philipp auf allen Punkten seines Gebiets erreichen, und so ist die Verbindung mit Rom das Palladium dieses Reichs. Müßten wir nicht wahnsinnig handeln, wenn wir uns jetzt zum Vortheil eines unversöhnlichen Feindes gegen unsern natürlichen Alliirten erklären wollten? — Aber, sagt man, Rom trachtet nach der Alleinherrschaft der Welt, man muß dem verheerenden Strome Einhalt thun, wenn man seiner zerstörenden Kraft nicht selbst zum Opfer werden will. Jetzt fragt sich's: 1) wenn Rom wirklich den sinnlosen Wunsch hegt, die ganze Welt allein zu beherrschen, ist es möglich, den Sturm, den es deshalb erregt, durch die Ausführung der Vorschläge Philipps zu beschwören? 2) Sind Plane, wie die, deren man die Römer beschuldigt, ausführbar, und muß ein solcher Herrscherwahnsinn nicht, gleich den Flammen einer Feuersbrunst, nothwendig ein vorübergehendes Phänomen und von kurzer Dauer seyn? 3) Ist Syrien nicht auf jeden Fall weit glücklicher, wenn es blos ein müßiger Zuschauer bei einem Uebel bleibt, das es doch nun einmal nicht abwenden kann? Ist es nicht bei weitem glück-

licher, wenn es durch seine Neutralität und sein Benehmen die Folgen des nothwendigen Uebels hemmt, und blos das Glück der Römer theilt, ohne daß es die Widerwärtigkeiten, die mit der Verfolgung des vorgeblichen Römer-Plans denn doch verbunden seyn können, zu fürchten hat? —— Gesetzt, meine Gegner hätten Recht — ich nehme es an, um sie mit ihren eignen Waffen zu schlagen und ihnen jede Ausflucht abzuschneiden — gesetzt also, die Römer hätten wirklich die Absicht, durch die Unterjochung der Völker und die Erniedrigung der Könige über die Welt zu herrschen, so frage ich, wird denn der Beitritt Syriens zu den Verbindungen Philipps, die Römer in ihrem Gange aufhalten? Man wird mir bei der angenommenen Voraussetzung zugeben, daß Rom, bei der unumschränkten Gewalt über seine Alliirten, zur Ausführung seiner Plane nichts weiter nöthig hat, als sie zu entwerfen und zu wollen. In seinen Planen zeigt sich dieselbe Einheit wie in seinem Willen, und Entwurf und Handlung sind bei Rom nur Ein Gedanke, nur Eine Bewegung. Syrien denkt bei einer Vereinigung mit Philipp so wenig an eine Unter-

werfung gegen Macedonien, als Macedonien an eine Unterwerfung gegen Syrien denken kann. Ptolomäus hat sicher weder dem Antiochus noch dem Philipp versprochen, seine Meinungen und Handlungen ihrem Antriebe zu unterwerfen. Wenn ihr aber, mitten unter diesen fremdartigen Elementen einer Offensiv = Allianz, den Arsakes vollends zu Hülfe ruft, so kommen neue Ansprüche zu den alten, nichts weniger als harmonischen Ansprüchen, und um einem einzigen durch Denk = und Handlungseinheit allmächtigen Willen zu widerstehen, vereinigt ihr vier Partheien, deren Willen bis auf den heutigen Tag politisch entgegengesetzt und deren Ansehen gleich unabhängig war. Daraus entspringen nothwendig vier verschiedene Denkungsarten und vier mehr oder weniger entgegengesetzte Handlungsweisen. Man giebt seinen friedlichen Zustand blos auf, um durch den Krieg seine physische Lage und sein politisches Gewicht zu verbessern; jede der vier Mächte hat demnach, im Fall eines glücklichen Erfolgs, ihren Vergrößerungsplan; aber sobald dieser realisirt werden soll, tritt die Zwietracht zwischen die Verbündeten, und die

Römer sehen bei ihrem eigenen widrigen Geschick, dennoch aus dem Schooße des vorübergehenden Glücks ihrer Gegner, alle die Keime der Zwietracht und des Hasses hervorgehen, die durch Siege nur desto kräftiger sich heben, schwellen, wachsen, endlich für die Römer kämpfen und die Waffen der Coalition gegen die Coalition selbst kehren werden. [d]) Da also die Mittel, die Römer auf ihrem Wege zur vorgeblichen Unterjochung der übrigen Welt aufzuhalten, offenbar unzureichend sind, so wollen wir doch untersuchen, ob solche Entwürfe sich auch ausführen lassen, und ob ihre Dauer, im Fall eines glücklichen Erfolgs, für Syrien schrecklich werden kann. — Jede Nation hat, wie uns die Geschichte lehrt, ihre Periode der Kraft, der Thätigkeit und Macht, die ihr für einige Zeit ein unwiderstehliches Uebergewicht giebt. Sie liegt dann so zu sagen im Fieber des Wahnsinns, das freilich des Patienten Energie auf ihrer höchsten Höhe zeigt, aber auch seine Lebenskräfte aufreibt, und durch die höchste Schwäche, die darauf erfolgt, den unvermeidlichen Tod vorbereitet.

Rom hat jetzt den Paroxismus der Macht; das sagen uns seine Triumphe nur gar zu deutlich und unwidersprechlich: ist es nun wohl der Klugheit gemäß, sich auf den Kampfplatz hinzuwerfen, um mit einem Staate zu ringen, dessen Wahnsinn und dessen Triumphe seine Macht auf das Vierfache erheben? Nein, man muß seine Kräfte vielmehr durch Nichtwiderstand sich abnutzen lassen, das Ende der schrecklichen Krisis abwarten, um dann den wüthenden Staat in Fesseln zu legen und ihm Gesetze vorzuschreiben, die seine und unsre Ruhe sichern. Man muß alle Hindernisse, zu Mitteln des glücklichen und gewissen Erfolgs umschaffen. Das ist das wahre Genie der Politik, das ist ihr Triumph und das war vorzüglich der Geist des großen Nikanors, des Stifters dieser Monarchie. Die Römer greifen den König von Macedonien an: was ist Philipp für Syrien? ein verhaßter Nebenbuhler, ein lästiger Nachbar, ein unversöhnlicher Feind, der den tiefsten Groll im Herzen hegt, und dem Nikanor einst Wunden beibrachte, die die schrecklichste Rückerinnerung unaufhörlich wieder aufreißt. — Die Römer greifen den König von

Macedonien an, gut, so laßt uns eine gewaffnete Neutralität errichten! Diese Schutzneutralität flöße den Römern Achtung für uns ein, während sie auf dem Kampfplatze, auf den das Schicksal sie hingeworfen hat, dem Philipp einen Krieg auf Tod und Leben ankündigen. In dieser Zeit laßt uns Schätze auf Schätze sammeln, ja laßt uns im Nothfalle den Römern lieber unsre Neutralität abkaufen; in unserm Innern die weisesten Einrichtungen machen; unsre Armeen verstärken und große Magazine füllen; kurz laßt uns, während das Feuer des Krieges den König von Macedonien verzehrt, im Zustande der schönsten Sicherheit, alles thun, um beim Ausgange des Kampfs die Rolle des Richters zu übernehmen, den Besiegten mitzuplündern und vielleicht sogar dem durch seine Siege geschwächten Sieger Gesetze vorzuschreiben, wenn Philipps Widerstand die ganze Energie wirklich zeigt, die man uns angekündigt hat und die er selbst uns verspricht.

Laßt uns in dieser Lage den Römern unsre Neutralität zusagen, ohne Philippen die Hoffnung einer Verbindung ganz zu benehmen; denn es liegt uns gar viel daran, daß Philipp zu

seiner eignen Vertheidigung alle Kräfte seines Staates aufbiete. Sind diese Staatskräfte bedeutend und nachdrucksvoll, so werden die Römer, auch wenn sie sie glücklich niederschlagen, gegen uns in einen Zustand der Schwäche gerathen, der uns einst sagt: Jetzt ist es Zeit, jetzt diktirt ihnen Gesetze! Und wenn Philipp über die Römer triumphiren sollte, so stünde denn doch sein Land nach einer solchen Anstrengung, gänzlich unserm Angriff offen und wir wären, ohne im Kampfe etwas aufs Spiel gesetzt zu haben, im Stande, den Sieg nach Wohlgefallen zu benutzen. Kurz, sollte Syrien nicht unter allen Umständen glücklicher seyn, wenn es bei der klaren Unmöglichkeit, die Römer in ihrem Gange aufzuhalten, ihre Siege so lange mit benutzte, bis es ohne Gefahr selbst zur überwiegenden Weltmacht werden kann? Syriens Neutralität, seine gewaffnete Neutralität ist die politisch-klügste Lage, in die es sich nur versetzen kann, und die einzige, die für Syrien paßt. Diese seine Neutralität wird auf die Römer einen gebietenden Eindruck machen, sie zur ehrfurchtsvollen Achtung der Unverletzbarkeit der Alliirten

Syriens zwingen, und folglich eine große Macht, unverletzt und von den Unfällen des Krieges unberührt, zum Wohl der Welt übrig lassen. Schon dadurch allein vernichtet ihr Roms Triumphe und erlaubt ihm, blos bei unsern natürlichen Feinden Lorbeern zu sammeln. Ihr bedient euch der Arme Roms, um sie zu Boden zu werfen, und spart die Kraft eurer eignen Arme, um auf dem Kampfplatze zu erscheinen, wenn schon Blut genug vergossen worden ist, um den einen zu schwächen und den andern vollends niederzuwerfen. Dann werden sich die Ueberwundnen und die Sieger mit ihren Wünschen an euch wenden, dann wird eure Verbindung mit dem Sieger sanktionirt, und der Ueberwundne muß die Kosten tragen. — Die Römer, sagt man, sprechen laut, daß sie Europa und Asien unterjochen wollen. O wären doch alle Mächte so freimüthig offen! möchten doch alle ihre gegenwärtige Ohnmacht erkennen, und statt sich gegen Rom aufzumachen, sich mit der Verstärkung ihrer innern Kräfte einzig beschäftigen, und den Römern lieber alles bewilligen, was sie in ihrer Machttrunkenheit sich etwa zu fordern einfallen lassen!

Diese Periode der Kraft wird vergehen, Rom wird sich durch eben diese Kraft zu Grunde richten: und dann ist es Zeit, die Verträge insgesammt bei Seite zu setzen, gegen alle jetzigen Verpflichtungen zu protestiren und die Opfer zurückzunehmen, die man aus Klugheit einem Feinde brachte, der von Siegeswuth und Habsucht besessen war. Diese Periode, die uns die Geschichte in den Revolutionen aller Staaten als nothwendig zeigt, muß Syrien erwarten und unterdessen durch seine Neutralität sein Uebergewicht vorbereiten. Einst wird es die Früchte seiner Staatsklugheit einärnten, und der Erfolg wird selbst die Hoffnungen des gespanntesten Ehrgeizes hinter sich lassen. — Welch ein herrliches Gemälde zeigt sich in dieser Zukunft meiner Einbildungskraft! welch ein stolzes Resultat der Politik des großen Antiochus! welch ein Denkmal seiner tiefen Weisheit! Die Welt, welche die Römer durch ihre Macht erschüttert, durch ihre Grundsätze in Gährung gesetzt und durch das Klirren ihrer Waffen aufgeschreckt haben, sieht in der Betäubung der Furcht kein anderes Mittel, Roms Untergang zu beschwören, als den Krieg; das

Hirngespinnst der Ehre, das gern sein Blendwerk vervielfältiget, stürzt alle Nebenbuhler des Antiochus in Kampf und Streit, bewaffnet alle seine Feinde, und durch einen unerwarteten Zufall stellen gerade die erbittertsten, den Streichen der Römer sich am ersten entgegen. Antiochus, geachtet von allen, sieht zu den Füßen seines Throns die Sieger von Europa, sie bitten ihn um Frieden, um Fortsetzung seiner Neutralität, und versprechen ihm Vortheile auf Vortheile. Seine Nebenbuhler und seine Feinde suchen seine Allianz und setzen ihr Heil auf seinen Beistand. Welch ein Moment! aber auch welche Gefahren für einen gemeinen König!! — Antiochus, erhaben über die Furcht und jeder andern Betrachtung unzugänglich, weiß, daß Könige nur zum Nutzen ihrer Throne herrschen; daß das Gesetz des Vortheils ihre Moral ist; daß die schönen Regungen des Edelmuths, das Eigenthum der Wesen niedern Standes, für Könige blos gefährliche Lockungen sind, und daß ein König blos nach dem Glücke seiner Unternehmungen, aber nicht nach seinen Tugenden beurtheilt wird. Sich bereichern, seine Staaten vergrößern, seine

Schatzkammern füllen, sein Uebergewicht begründen und seine Feinde zermalmen und vernichten, das Sire! sind die Pflichten des Throns! Diese Pflichten in große und schöne Maximen glänzend einzukleiden, die ehrwürdigen Namen: Gott, Religion, Ehre, Tugend und Großmuth mit Nutzen am rechten Orte anzubringen: das verbreitet blendenden Zauber über und um den Thron, und das zu thun ist die Pflicht der königlichen Räthe. — Aber dieses Ziel ohne Gefahr zu erreichen; blos seinen Feinden die Gefahren aufzubürden; sich in der Zukunft, beim glücklichen oder unglücklichen Ausgange des Kampfes, glückliche Veränderungen vorzubereiten; den Frieden mitten unter den Aufzügen des Krieges sich zu erhalten, und, wenn es endlich zum Friedensschluß kömmt, allein bewaffnet dazustehen: das war der Wunsch vielleicht aller Könige der verflossenen Jahrhunderte; aber blos dem großen Antiochus war es aufbehalten, alle Träume der Politik und alle Wünsche des Ehrgeizes zugleich zu realisiren. Was brauchen wir noch, um unsrer Anstrengungen zu genießen? nur noch einige Jahre Geduld und wir sind, Dank unsrer Klugheit! am

Ziele! Wer dürfte uns wohl rathen, uns davon zu entfernen? — Die Römer willigen in unsre Neutralität. — Nach unserm Plane mußte es eine gewaffnete Neutralität seyn. — Die Römer bewilligen nicht nur diese, sie fordern uns dazu auf. Was wollen wir weiter? — sie fordern einige Opfer! Wenn sie den Grund unsers Systems nicht zerstören, kann man sie ihnen dann wohl versagen? — Wir sollen aus unsern Staaten einige Unterthanen entfernen, die Rom beleidigten oder ihm misfallen, wir sollen einige kleine Eingriffe in die strenge Neutralität zulassen, weil gebieterische Umstände sie nothwendig machen. Das ist alles, was die Römer fordern. Vergleicht doch einmal diese wenigen Forderungen mit den glänzenden Versprechungen der Römer. Bringen sie euch nicht jede Provinz, durch die ihr eure Staaten zu vergrößern wünscht, entgegen? Darf wohl das Schicksal einiger Privatpersonen bei der Politik eines Staats vorwalten? nichts weniger. Antiochus muß nach meinen Gedanken nicht nur jedes Individuum aus Syrien entfernen, das sich Roms Haß zugezogen hat, es muß auch jeden Minister sofort auf der

Stelle entfernen, dessen Einfluß und dessen Wirksamkeit Rom zuwider ist. Ich will hiermit — der Himmel bewahre mich vor einer solchen Handlung! — keinesweges die Minister, die anderer Meinung sind, tadeln und des Unrechts bezüchtigen. Ich kenne ihren Patriotismus, ich achte ihre Talente. Weg mit der Idee, als müsse sich der König ihres Raths berauben! nein! die Politik dringt nur vor der Hand auf ihre kurze Entfernung, um die Sicherheit der Römer fester zu begründen und unsre rühmliche Neutralität dadurch besser zu sichern. Rom muß um und neben dem Antiochus nichts sehen, was sein Zutrauen vermindern könnte; Rom muß sich vielmehr ganz auf sein Betragen verlassen können. So lange Rom Minister im Rathe des Antiochus weiß, die seinem Interesse entgegen sind, so lange fürchtet es, und das mit Recht, ihren Einfluß; unser System kann nur dann ganz durchdringen, wenn Roms Vertrauen zu uns blind und unbeschränkt ist. Zu seiner Zeit ruft der König seine Räthe zurück, jetzt entfernt er sie blos aus Politik, ohne ihnen sein Vertrauen deshalb zu entziehen. Sobald sein Rath blos aus

solchen Mitgliedern besteht, die die Römer gern darin sehen, dann werden die Verletzungen der Neutralität, diese kleinen, unvermeidlichen Uebel einer gebieterischen Nothwendigkeit und einer in den Annalen der Geschichte einzigen Lage, nach ihrem wahren Gewichte abgewogen und beurtheilt werden. Und so wird der große Antiochus, als Sieger über alle Hindernisse und als unbeschränkter Beherrscher der Umstände, den glücklichen Zeitpunkt herbeiführen, wo seine vernichteten Feinde und die geschwächten Römer, seine hohe Weisheit und seine unerschütterte Macht, nur zu spät für ihren Vortheil, anerkennen werden. Und dann, dann wird Syrien in der Welt die einzige aufrechtstehende, und folglich die einzige überwiegende Macht unter den übrigen Staaten seyn.

Jetzt trat Kallisthenes, der Minister der auswärtigen Geschäfte auf und sprach also:

Wär' ich das einzige Opfer, das die Römer ihrem Hasse bringen werden, ich könnte den niedrigen Schmeichlern verzeihen, die im Staube vor ihnen kriechen und um diesen Preis die

Fortdauer ihrer Existenz sich zu verschaffen suchen. Doch ihre Verworfenheit wird diese Schmeichler nicht retten; die Römer haben schon so manches feile Wesen, das sich aus Gefallsucht gegen sie entehrte, zertrümmert: was kann es ihnen helfen, durch schmachvolle Treulosigkeit sich eine schmachvolle Vernichtung zu sichern?

Ehe ich dem Polykrates auf seine Rede antworte, ist es hoffentlich einem Greise, der unter der Regierung des großen Nikanors geboren ward, erlaubt, das Bittre seines Geschicks hier zu beweinen. Ich habe in Zeiten des Ruhms gelebt; da waren sie stumm, die Lippen, die sklavisch der Treulosigkeit huldigen, ein einziger Blick des Königs hätte sie zum Schweigen gebracht. Ich sah den großen Mann von dieser Erde scheiden, und die Reden, die ich seitdem mit anhören mußte, haben mir seit so vielen Jahren schmerzhaft bewiesen, daß Er, der große König, nicht mehr ist. Ich sah große Dinge durch schwache Mittel ausführen; ich hörte als zarter Jüngling jenen König sprechen, bei dem jedes Wort lehrreich und jede seiner Handlungen musterhaft war! große Begebenheiten sah ich mit

an, griff selbst mit thätig ein in das bewegte Rad der Zeit; so floß mein Leben dahin, und jetzt, da ich mit einem Fuße schon im Grabe stehe, in den letzten Augenblicken eines Lebens, das ihm, dem großen Könige geweiht war, jetzt muß ich Reden mit anhören, in welchen jeder Satz eine Herabwürdigung seiner Politik ist, und ein Verfahren mit ansehen, wo jeder Schritt Nikanors Andenken mit Schmach belegt! — Doch, was liegt der Welt an dem Geschick eines Greises? Sey mein Geschick wie es wolle! das Ziel meines Ehrgeizes war von dem Tage an, wo mir das Glück vergönnt war, mich dem Throne des großen Monarchen zu nähern, das schöne, reizende Loos, für ihn zu leben und zu sterben, und ich glaube blos meine letzten Pflichten zu erfüllen, wenn ich sein Andenken durch meinen Diensteifer ehre, und seine Staaten so wie seinen Nachfolger, vor den Schlingen, die Schwäche und Treulosigkeit jedem seiner Schritte unablässig legen, bewahre. — Welch eine Rede haben wir gehört! und wem von uns fiel nicht bei ihren Worten die Kühnheit dessen auf, der nach dem größten Manne seines Jahrhunderts auftrat und

die furchtbaren Wahrheiten, die Hannibal euch zeigte, durch eine Reihe von Paradoxen zu verfinstern wagte, die, wenn sie als gültige Sätze und Maximen der Regierung durchgingen, den Staat allen Bedrückungen eines Tyrannen überliefern und die Ehre, die uns Nikanor als sein edelstes Vermächtnis hinterließ, mit dem Unrath der schmählichsten Sklaverei beschmitzen würden.

Doch laßt uns diese verfängliche Rede genauer durchgehen, laßt uns die Maximen derselben in das hellste Licht setzen, und sowohl im Ganzen als in allen seinen einzelnen Theilen, das System der Schande und des Todes durchdenken, das wir dem Rathe des Hannibal vorziehen sollen.

Philipp, der Nachfolger der Monarchen, die Nikanor auf seiner ruhmvollen Laufbahn besiegte, vergißt, bei der sichtbardrohenden Gefahr, unter den Streichen des wilden Volks das die Erde verheert zu unterliegen, die Vergangenheit, und denkt nur an den Geist und die Talente des großen Königs, der seine Vorfahren einst besiegte. Er glaubt, daß Nikanors unsterbliches Genie auch nach seinem Tode noch den Thron umgebe,

den seine Siege aufbaueten; er glaubt, daß dieses Volk, einst die Bewunderung der Welt unter seinem großen Feldherrn, das ruhmvolle Erbe das ihm der Held hinterließ, auch muthig vertheidigen werde; er glaubt, daß da, wo jener lebte und regierte, das Heiligthum seiner Grundsätze und Staatsmaximen sey, und daß eine edle, vertrauensvolle Aufforderung an dieselben, für das Gedächtnis des großen Königs eben so ehrenvoll sey, wie für das berühmte Volk, das er zu Schlachten bildete und an Triumphe gewöhnte. Philipp sagt zu euch: Rom hat Italien überwunden und zu seinem Sklaven gemacht — Rom zeigte sich in Spanien, um den Saamen der Uneinigkeit und des Krieges auszustreuen; es hat Uneinigkeit unter Spaniens Beherrschern geweckt, um den Krieg in jenem Lande einheimisch zu machen; es hat Krieg geführt, um die Uneinigkeit auf immer zu unterhalten, bis es endlich die Maske abnahm, seine feigen Alliirten und die Besiegten in Eins zusammenwarf, und beide ohne Unterschied in Fesseln legte, mit den Worten: für euch giebt es hinfort kein Rettungsmittel als den Tod, und keine andre Existenz als

Sklaverei. — Rom hat Karthago bekämpft, und, durch Hannibals Genie auf kurze Zeit zu Boden gedrückt, hat es in seinem Todeskampfe dieselben Mittel angewandt, um seinem Untergange sich zu entziehen und seinen Sieger zu unterjochen. Rom trennte Massinissa von dem Interesse Afrika's, machte die Treue des Syphax verdächtig, unterhielt in Karthago den Partheigeist, und das Resultat war erreicht: Karthago wurde überwunden, und die Verbündeten von Rom und die Besiegten — wurden Sklaven. Als Karthago nicht mehr war, heftete Rom seinen Blick auf Griechenland, die Politik dieses Staates war bald durchschaut und in allen ihren Beziehungen verstanden; Rom waffnete Griechen gegen Griechen, eilte auf den Ruf der Verräther die um Beistand schrien, herbei, zeigte sich auf Griechenlands Boden, und Blut floß rings in Strömen. Rom, mit seiner tiefen Gleichgültigkeit gegen alle Partheien, begünstigt alle wechselsweise, um sie alle zu vernichten: es begünstigt in Athen die Demokratie; es unterstützt in Sparta einen Nabis; es mordet die Griechen durch die Hand der Griechen, und wenn die Erde das

Blut ihrer Kinder getrunken hat, so tritt Rom auf: und auf den Leichen, mit denen es Griechenland bedeckte, proklamirt es die Freiheit, und misbraucht diesen den Griechen so lieben, so heiligen Namen, um sie auf der Stelle gegen Philipp zu bewaffnen. Philipp, der die Gefahr erblickt, aber nicht mehr auszuweichen vermag, giebt jetzt die kluge Neutralität, die ihn gegen das Loos von Afrika gleichgültig machte, auf; er schlägt und — wird besiegt. — — — Rom schmiedet ihn in seine Ketten, er fühlt das fürchterlich lastende Gewicht der eisernen Bande, sucht die Fesseln zu zerbrechen, zeigt die Gefahr der Welt und bittet euch, durch die Sicherung seiner Existenz die eurige zu erhalten. — So stehen die politischen Angelegenheiten! — Hannibal hat euch die Lage der Sache nach allen Theilen entwickelt. — Und was hat man dem Hannibal darauf geantwortet? — Wenn ich den Polykrates anders recht verstanden habe, so lief seine Rede im Ganzen, wie in allen ihren Theilen, auf folgende Punkte hinaus: Philipp stammt von Königen ab, die mit den Vorfahren des Antiochus in Feindschaft lebten. Die Vor-

fahren des Antiochus haben oft Philipps Verfahren überwunden. Ein Theil der Staaten des Antiochus ist die Frucht von Nikanors Siegen. Philipp und Antiochus sind benachbarte Mächte, und folglich eifersüchtig und feindlich gegen einander gesinnt. Mit den Trümmern von Philipps Staaten könnte Antiochus die seinigen füglich ründen. Philipps gänzlicher Ruin wäre demnach für Antiochus das glücklichste Ereigniß. Demnach muß man ja die drohende Gefahr von Philipp nicht entfernen, denn wer wird seinem Nebenbuhler Beistand leisten? Es ist bei weitem nützlicher, wenn man ihn untergehen läßt, bei weitem nützlicher, wenn man den ruhigen Zuschauer bei diesem großen Streite macht. Steht ihr den Römern bei, so habt ihr Philipps Rache zu fürchten, und tretet ihr auf die Seite des Königs von Macedonien, so rettet ihr den Feind von Syrien und bewaffnet gegen euch die Macht der Römer. Das beste ist also, ihr bleibt neutral; belebt, wenn's seyn muß, beider Feindschaft: Roms durch eure Neutralität und Philipps durch die Hoffnung ihrer Endschaft; so schürt ihr die Flammen der großen Feuersbrunst erst recht an,

und wenn endlich der Krieg das Seinige gethan hat, so fallt ihr über den Besiegten her, theilt seine Habe mit dem Sieger, und da ihr bei allen den Kämpfen unversehrt geblieben, so könnt ihr euch nun in der fürchterlichsten Position zeigen, Gesetze diktiren, und bei den Siegern wie bei den Besiegten den Herrn spielen, ohne Gefahren erobern und ohne Siege triumphiren. Das ist die Politik des Polykrates: und nun zum Schlusse noch sein wohlmeinender Rath: laßt Rom durch Siege seine Kraft erschöpfen, ebnet ihm den Weg zu diesen Siegen, nicht durch Beistand und offenbare Hülfe, sondern vielmehr durch — niedrige Gefälligkeit, damit wir, wenn der Koloß, dem Verhältniß zu seinen Stützen entwachsen, nun zusammenstürzt, reichliche Früchte aus seinen Trümmern ziehen, und mächtiger durch unsre Schwächen werden als selbst die größten Könige durch ihren Muth. —

Ich habe, wie ich glaube, in diesem kurzen Abriß die Politik, die Grundsätze und die weisen Rathschläge des Polykrates zusammengestellt. Jetzt will ich dem Befehl des Kö-

nigs zufolge auf diese schimpflichen Meinungen antworten:

Wenn auch die Politik der Staaten die Eifersucht kennt, den Sporn des rastlosen Emporstrebens duldet, und den Regungen der Furcht den Zugang verstattet; so darf sie doch von Haß durchaus nichts wissen. Mit dieser Empfindung berühre und treffe sie wie mit einem Blitzstrahl nur das, was des Staates Existenz bedroht, nur denjenigen, der den Staat zu vernichten sucht und seine eigne Existenz auf die Herabwürdigung, den Ruin und die Vernichtung andrer Staaten gründet. Der Schauer vor der Auflösung und Zerstörung gebiert alsdann den Haß, den wohlthätigen, den die Politik zuläßt, und dieser Haß, der bald zum herrschenden Gefühle sich erhebt, verdunkelt alle andere Empfindungen, und so lange er dauert, (er dauert aber so lange als die Gefahr die ihn erzeugte,) giebt er jeder Empfindung seine Richtung, unterordnet sich jedes Interesse, beseelt alle Gedanken und bewaffnet alle Arme. So lange dieser Haß währt, kennt die Regierung keine andre Regung als die, die er ihr giebt;

was ihm dient heißt Freund, und was sich ihm entgegenstellt, heißt Feind. Eine Regierung kann mit Bestand der höchsten Gerechtigkeit dergleichen Grundsätze annehmen, denn wenn auch die Existenz der erste Zweck jeder politischen Gesellschaft ist und bleibt, so ist doch nicht das Ende der Existenz das schrecklichste der Uebel, sondern vielmehr die Unterwerfung unter einen fremden Willen. Wenn sich demnach ein Volk in der Welt erhebt, das Verheerung zu seinem Hauptzweck macht und alle Arten des Verbrechens gleich reichhaltigen Goldminen bearbeitet; das mit verhaßten Schandthaten bedeckt und von Blute triefend, seine Existenz am Heerde seiner Väter nicht mehr vertragen kann, weil es sich rund um denselben her von Gewissensbissen angefallen und gefoltert sieht und vor den Rückerinnerungen erbebt; wenn dieses Volk, schwelgend im eignen Besitz und unersättlichgierig nach dem, was es andern rauben kann, kein anderes Glück kennt als Genuß, die Herbeischaffung der Mittel zum Genuß und die Plünderung seiner Nachbarn; wenn dieses Volk, getroffen von der Hand der rächenden Götter, sich

unter einer Regierung krümmen muß, die noch wilder ist als das Volk, das sie an Ketten legen muß und das, zerrissen von schmerzhaften Rückerinnerungen, von Schande und Schrecken, seinen Tyrannen eben so viel Schrecken einflößt als sie ihm einflößen; wenn die grausame blutige Regierung, die das grausamste, blutdürstigste Volk zügelt, kein andres Rettungsmittel kennt, als das Volk, dessen Angriffe sie im Innern fürchten muß und das sie gern von dem Gedanken an die Schmach seiner Sklaverei ableiten möchte, in die Länder fremder Völker zu versetzen; wenn diese Regierung sich in die grausame Nothwendigkeit gesetzt hat, entweder vom Volke erdrückt zu werden oder ihm unaufhörlich neue Opfer darzubringen; wenn diese Regierung ihren Aufwand nur dann bestreiten kann, wenn sie ihre Unterthanen aussaugt oder ihre Nachbarn plündert, und wenn die Furcht vor den Dolchen der Bürger sie zwingt, fremde Armeen herauszufordern: dann erhebt der Haß mitten aus den Trümmern der verheerten Welt sein Haupt. Er schlägt im Kabinet seine Wohnung auf; er zeigt sich unter den Armeen; er läßt sich an dem Heerde der

stillen Hütten nieder, und steigt in den Tempeln mit dem Weihrauch vom Altar zum Himmel auf. Seine unermüdliche Kraft vernichtet alles, was nicht zu seinem Wesen selbst gehört, und schafft alles, was ihn nähren und ihm dienen kann, herbei; er kennt nur Einen Feind auf Erden: das Volk, das sich durch seine eignen Verbrechen zum Feinde des menschlichen Geschlechts machte. Und dieses Volk zerstören, es in seines Bezirkes Grenzen einschließen oder durch eine Regierungsveränderung zur Geselligkeit zurückzuführen, das ist der Zweck, den dieser Haß sich aufgesteckt hat. Da man in dieser Lage sterben oder seinen Plan durchsetzen muß, so weiß auch die Nation, mit diesem heiligen Haß im Busen, ihrem Muthe gemäß sich anzustrengen und dieser Empfindung alles aufzuopfern. Das ist der Nationalhaß wie ich mir ihn in der Politik denke, das sind die einzigen, gesetzmäßigen Bewegungsgründe desselben; jeder andre Haß ist ein politisches Ungeheuer, das ich mir auch nicht einmal als möglich vorstellen kann. Und wer hat nun diesen edeln, großen Haß verdient? — Philipp? — Rom? — Sprich Polykrates! Wenn

die Götter dir bei der Verstümmelung deines Herzens, den edeln Muth in jeder Hinsicht nahmen, so ließen sie dir doch vielleicht den Muth, den die Schande giebt. Nun so sprich, sprich! — Philipp, ja Philipp war einst unser Feind, und muß in politischer Hinsicht immer für Syrien ein Gegenstand der Eifersucht, der Furcht und der wachsamen Aufmerksamkeit bleiben. Aber weit entfernt diesen Wecker und Erhalter der heilsamen Wachsamkeit zerstören zu wollen, würde der große Nikanor, der noch in diesem Kabinette herrscht, weil seine Maximen allein hier gelten, die Existenz Macedoniens, als das Palladium von Syrien, gern mit seinem Blute erkauft haben. Das war das Urtheil jenes großen Mannes zu der Zeit, wo er gegen Macedonien kämpfte und sich triumphirend die Lorbeern um die Schläfe schlang, mit denen ihn der Sieg umgab. Besiegen konnt' er Macedonien aber er konnte es nicht hassen; er achtete in Philipps Vorfahren eine Macht, die durch ihr Uebergewicht die Ruhe der Welt mit erhielt und nahm ihr ab, was sie der Welt, die sie beschützen aber nicht unterjochen sollte, gefährlich machen konnte. Zu Nikanors

Zeiten bedrohte Philipps Macht die Unabhängigkeit Griechenlands; es war ein Gleichgewicht nöthig, das ihr Achtung gegen Griechenlands Rechte, gebieterisch einflößte. Nikanor trat auf; sein Genie schuf die Macht, an welche sich die Staaten, die Philipp schreckte, wenden konnten, und das Gleichgewicht war in der politischen Welt wieder hergestellt. Von der Zeit an zeigte Nikanor gegen Macedonien alle die Empfindungen, die er mitten unter seinen Triumphen beständig diesem Staate entgegen trug. — Ja ich behaupte im Sinne jenes großen Mannes, wer Macedonien schwächen, zerstören, unterjochen will, ist Syriens Feind, und der Minister, der diesen strafbaren Gedanken auffaßte, sollte mit seinem Leben dafür büßen. Macedoniens Furcht, die Erinnerung an die Irrthümer seines Ehrgeizes, der Wetteifer nach Macht, den seine nahe Nachbarschaft erweckt, die Eifersucht die es uns einflößt, sind für Syrien eben so viel Quellen des Glücks. Die Grundsätze der macedonischen Regierung sind Grundsätze einer gesetzmäßigen Regierung. Sie kann und will uns nicht zerstören, wir können sie nicht zerstören;

ja wir dürfen niemals diesen Wunsch in unsern Herzen nähren. Dagegen zwingt uns ein gerechtes Mistrauen, alle unsre Sorge auf die Weisheit unsrer innern Verwaltung und auf die Stärke unsrer unüberwindlichen Armee zu verwenden. Macedoniens Eifersucht zwingt uns, Minister und Generale aus unsern Mitteln zu erziehen, die im Stande sind, dem Gange seiner Staatsverhandlungen zu folgen und seine Armeen zu schlagen. Nehmt diese Empfindungen, die eine heilsame Furcht gebar, hinweg, und bald wird die unglückliche Sicherheit mit ihrem Einfluß, die Faulheit, die Erbsünde aller Menschen, die angeborne Krankheit aller Regierungen begünstigen. Gründe helfen gegen dieses Uebel nichts. Man kann es nur durch solche Mittel überwältigen, die selbst des Menschen Natur sich unterwürfig machen, und wo giebt es wohl ein besseres Mittel als Rivalität? — — Mag das Volk diese Rivalität Haß nennen; immerhin! aber darf dies Wort in dem geheiligten Kabinet eines Monarchen ausgesprochen werden? — — Noch mehr: wenn ich selbst glaubte, daß euer Beistand und eure Vereinigung mit

Philipp zur gemeinschaftlichen Entfernung der gemeinschaftlich uns treffenden Tyrannei Roms, in Zukunft die uns angebornen und nothwendigen Empfindungen der Eifersucht und Furcht ersticken müßten, so würde ich dennoch sagen: steht Philipp bei! denn seine und eure Existenz müßt ihr vor allen Dingen sichern und ohne Sieg über Rom giebt es für uns keine Existenz; aber laßt uns auf Mittel denken, dereinst die Empfindungen wieder zu beleben, die die Dankbarkeit abstumpfen könnte, denn das Leben dieser Gefühle ist das politische Leben dieses Staates. Haß gegen Macedonien existirt demnach in Syrien nicht, er kann und darf nicht existiren und kein Mittel darf und kann ihn einführen; die wirklich existirenden Empfindungen der Furcht, der Eifersucht, des Wetteifers, sind für das politische Leben dieses Staats einer der nothwendigen Hebel. Macedoniens Untergang wäre wahrlich das Signal zu unserm Untergange, denn seine Unterjochung, die uns die Empfindungen entzöge, welche unsre Thätigkeit und Wachsamkeit in Uebung erhalten, würde die Macht jenes Volks anschwellen, dessen Wesen

auf Verheerung ausgeht, das kein Gesetz anerkennt und in der Welt nur Sklaven oder Feinde sehen will. So ist Rom wirklich, und nun laßt uns untersuchen, wie wir gegen Rom denken müssen, und ob bei ihm im höchsten Grade alle die Motive zusammentreffen, die den Nationalhaß wecken und die Energie dieser furchtbar spannenden Leidenschaft, zum letzten und einzigen Rettungsmittel eines Staates machen. — Man urtheilt von den Grundsätzen eines Staates nach seinen Handlungen, und kann seine Handlungen richtig vorher sagen, wenn man seine Grundsätze kennt. Man beurtheilt die Festigkeit seiner Grundsätze nach seiner politischen Lage und sieht mit Recht darauf, ob seine Lage ihm das Unglück andrer Staaten zur unerläßlichen Nothwendigkeit macht, und ob seine Konstitution so beschaffen ist, daß der tyrannische Lenker seines Schicksals um seines eignen Vortheils willen das Volk in fremde Länder sprengen muß, wenn er dessen Aufmerksamkeit von der Regierung ablenken, und durch das Morden in der weiten Ferne, das Morden in der Nähe und im Innern verhindern will. Wenn die tägliche Gewohnheit

zu plündern und zu morden, den Raub einmal zum Nationalbedürfnis gemacht hat; wenn zügelloser Luxus und schnell emporschwellender Reichthum, der gewöhnliche Begleiter der Kriegsverheerungen, die neuen Reiche eben sowohl verdorben hat als die, welche nach ihren Besitzungen lüstern sind; wenn dieser Staat unter der Last der Auflagen fast erliegt, und durch die freche Verschwendung seiner Häupter an den Rand des Abgrundes gebracht wird, und keine weitern Nebeneinkünfte hat, als die den Freunden aufgelegten und die von Feinden mit Gewalt erpreßten Contributionen; wenn endlich diejenigen, die troz der Dunkelheit ihres Namens die höchste Gewalt sich anmaßten, in jedem Momente bei dem Gefühle ihrer Unwürdigkeit und bei dem Murren des Volks knirschen; wenn sie die Nothwendigkeit fühlen, ihre Sklaven durch das lärmende Geräusch ihrer Eroberungen zu betäuben und sie über ihre Sklaverei, durch den Anblick der alles ergreifenden Knechtschaft zu trösten: dann kann man gerade heraussagen: ein Staat mit dieser Konstitution kann nicht zugleich mit andern Staaten bestehen, der Natur der Dinge nach

muß er Krieg in der Ferne suchen, und eben diese Natur der Dinge zwingt uns zur Vertheidigung; ja wir müssen ihn angreifen, in Ketten legen und ihn zwingen, sich innerhalb der eignen Grenzen ruhig zu verhalten. Da es in einer solchen Lage bei dem Staate auf Leben oder Tod ankömmt, so entfaltet der Nationalhaß seine Fittige mit Recht gegen ein Volk, das gegen alle Völker feindlich gesinnt ist, und das weder in Frieden leben, noch andre in Frieden lassen kann. Wenn wir also Roms Grundsätze nach seinen Handlungen beurtheilen wollen, was lehrt uns seine Geschichte? Rom, das Königen seine Existenz verdankt, entthront und verbannt die Könige, ruft Freiheit durch die ganze Welt und stellt d i e Menschen an die Spitze der Staatsverwaltung, die Rom ins Labyrinth der Revolution hineingeführt hatten. Aber es fand bald das Joch der vielen Tyrannen noch drückender, als die lastende Regierung des Tarquinius. Es sah bald ein, daß die Apostel der Freiheit sich die Sklaverei zu Nutze gemacht hatten, ohne daß das Harte derselben im mindesten den Schultern des Volks entnommen worden war. Das wüthendste Geschrei

verkündigte: „das Volk sey nicht umsonst bei seinen Herrschern und Herren in die Lehre gegangen.“ Die Herren hörten den Ausbruch der Wuth und knirschten. Da wurde im Senat die Sklaverei der Welt dekretirt. Im Auslande hoffte man die ungelehrigen Sklaven zu beschäftigen, welche die Revolution zu wilden Thieren und die eingeflößten Grundsätze zu unbezähmbaren Titanen gemacht hatte. Ist Rom von jener Zeit an auch nur Einen Augenblick ohne Krieg gewesen? Sagt! und hat es in allen den angezettelten Kriegen auch nur für einen einzigen Moment sein System verändert, seine Grundsätze gewechselt? — Sobald die Tyrannen des römischen Volks gewahr wurden, daß sie sich vergebens mit der Erhaltung der unrechtmäßiger Weise usurpirten königlichen Gewalt schmeichelten, wenn sie nicht rastlos das Volk beschäftigten, seiner Habsucht beständig Nahrung und seiner Wuth ununterbrochen neue Opfer verschafften: so beschlossen sie, die ganze Welt der Macht des römischen Reichs zu unterwerfen, die Flamme des Krieges durch Krieg anzufachen, ihren Feinden unheilbare Wunden zu schlagen, das Maaß des

Leidens ganz über sie auszuschütten, und sich freiwillig der fürchterlichsten Rache auszusetzen, damit Furcht und Gewissensbisse aller Seelen verhärteten, und Muth und Tollkühnheit zum einzigen Rettungsmittel eines Volks machten, das sich von allen Völkern der Erde verabscheut fühlt. Da entstand aus Einem Kriege ein zweiter; denn wenn ein Feind fällt, greift Rom dessen Freunde, dessen Alliirte, kurz alle diejenigen an, die dem Gefallenen auch nur den geringsten Beistand geleistet haben. Unwandelbar bei seinem System verharrend denkt der Senat mitten im Gange eines Krieges schon an die Mittel, einen neuen anzufangen; aber eben so undurchdringlich tief als unversöhnlich, sucht er, indeß das Volk sich mit seiner Bewilligung jede Raserei gegen die Feinde erlaubt, seinen eignen Groll zu unterdrücken, seine Rache aufzuschieben und den Staaten, die er zur Zerstörung verdammt hat, die vergiftete Neutralität zu bewilligen. Diese isolirt die Staaten bei der allgemeinen Gefahr und läßt sie ohne Bundesgenossen und ohne Vertheidigung, wenn Rom nach dem Triumphe über ihre Nachbarn ihnen ankündigt: jetzt sey die Zeit der Auflösung ihrer Existenz

da. Dieser Senat und das Volk liegen in beständigem Kriege mit der Welt: der Senat bereitet durch seine Politik den glücklichen Erfolg des Krieges vor, und das Volk führt ihn durch seine Wildheit und das ihm vorangehende Schrekken leicht herbei. Mitten im Frieden ist der Senat beständig mit allen Staaten im Kriege; er führt den Krieg der Treulosigkeit, des Verbrechens und der Ruchlosigkeit, und auf diesen Krieg folgt ganz natürlich die Vernichtung. Mitten im Frieden unterhält der Senat beständig in allen Staaten zwei Partheien; die eine muß sich für die Erhaltung des Vaterlandes erklären, die andre ist an die Römer verkauft. Der Senat scheint, ohne sich von seiner Stelle zu rühren, den Faktionen fremd, die er gestiftet hat, aber er hat gewandte Unterhändler, die das Gold, das den Ueberwundnen gestohlen wurde, mit vollen Händen über die verworfenen Kreaturen ausschütten, die im Schooße ihres Vaterlandes und mitten im Genusse aller seiner Güter und Wohlthaten, Revolutionsentwürfe machen, Proscriptionslisten verfertigen und das Elend ihres Vaterlandes und das Glück des Tyrannen vorbereiten.

Tritt endlich der festgesetzte Zeitpunkt zum Angriff dieses oder jenes Landes ein, dann entwikkeln sich schnell alle die Faktionen, die der Senat so viele Jahre schon unterhielt; Unruhen brechen von allen Seiten aus, und innerer Zwist und tausendfache Uneinigkeit zerstreut die Kräfte des Landes, welche die Gefahr vielmehr in Einen Brennpunkt vereinigen sollte. Jetzt erklärt sich endlich Rom, und Krieg, verheerender Krieg endigt das Werk, das tückische Treulosigkeit begann. Das Volk, besiegt durch Rom, erhält den Frieden und die Sklaverei zugleich; es wird bewaffnet von den Römern, durch Roms Legionen einem neuen Feinde entgegengeführt, und zum Angriff gezwungen, dient es diesen Tyrannen bei ihren neuen Eroberungen mit Gut und Blut, giebt allen Gefahren sich Preis, und erhält auf seine eigne Kosten, seinen Sieger im vollen Besitze seiner Stärke. Rom hat beschlossen, den überwundenen Völkern alle nur ersinnliche Schmach anzuthun, und alle Leiden über sie zu verhängen, die irgendwo den Menschen zur Erde beugen. Was die Soldaten im Paroxismus der Wuth ausführen, das haben ihre Führer kalt-

blütig beschlossen. Nach langem gräßlichem Sinnen und Denken, hat der Tyrannen-Senat endlich eingesehen, was über Menschen die Macht des Schreckens, und über Völker der Anblick eines Königs vermag, den Schmach bedeckt, der Schande trinkt wie Wasser, der mit seiner Verworfenheit sich noch brüstet, und nichts mehr fühlt bei den schmerzlichsten Beschimpfungen, die selbst dem niedrigsten seiner Unterthanen das Leben kosten würden. Dieses Schrecken für die Völker und diese schmachvolle Entehrung der Könige, das sind die beiden mächtigen Hebel, durch welche die Römer sich stets die beiden mächtigen Resultate zu verschaffen wußten: die Völker um die ruhige Besonnenheit zu bringen, und die Regierungen der Länder herabzuwürdigen. Zur Zeit der Gefahr, hat die Politik des Senats die Nationen schon entwaffnet, und den Königen, durch das entzogne Vertrauen und die entrißne Achtung ihrer Unterthanen, ihre mächtigsten Hülfsquellen verstopft. So lange die Neutralität dauert, wird der Krieg der tückischen Treulosigkeit, mit aller möglichen Klugheit und Verschmitztheit geführt, und der Senat lenkt ganz allein die

Bewegungen dieser Höllentaktik. Geht die Neutralität zu Ende, so eilen Roms Legionen herbei, und das Schrecken krönt das Werk der im Verborgnen schleichenden Treulosigkeit. — Rom bewilligt Neutralität, das ist wahr; aber was ist diese Neutralität anders als eine kurze Frist, auf welche die unvermeidliche Zerstörung folgt. Der heimliche Krieg, den der Senat während der Zeit der Neutralität führt, ist für denselben weit vortheilhafter als selbst der offenbare Krieg: denn er vermindert die Zahl der zu bekämpfenden Feinde, bereitet die neuen Siege vor und überliefert ihm wehrlos die neutralen Völker, die er in Fesseln legen will. Neutralität vermindert offenbar die Zahl der Feinde des Unterdrückers, denn ein neutrales Volk handelt nicht, sondern läßt blos handeln. Aber sie bereitet auch Siege vor: man denke nur an den Preis, um den sie bewilligt ist! Wahrlich es ist der deutlichste Beweis der Schwäche, daß man Könige dahin bringt, sich um das Schicksal der Könige nicht zu bekümmern, sich bei der allgemeinen Sache zu isoliren, und durch herabwürdigendes Bitten und Flehen, die Schmach der Neutralität vom Feinde zu erkaufen.

Doch Rom läßt es bei diesen treulosen hämisch-boshaften Feindseligkeiten nicht bewenden. Völker zu Grunde zu richten und durch Herabwürdigung der Regierungen, die Zerstörung anderer vorzubereiten, das ist die Politik des römischen Senats. Gott! welche Demüthigungen sind mit dieser Neutralität verbunden? wie viel Hohn und Spott und Schmach sind zu ertragen? Die Römer richten das Maaß derselben nach der Geduld der neutralen Mächte ein, aber wahrlich diese muß unüberwindlich seyn, wenn die Neutralität dauerhaft seyn soll. Sie legen den Königen, denen sie die Gnade der Neutralität bewilligen, eine schimpfliche Sprache und die entehrendsten Staatsmaximen in den Mund, und wehe dem, der dagegen etwas einwendet. Sie gebieten Neutralität gegen ihre Feinde, aber sie brechen die Gesetze derselben ohne Scheu, und wehe dem, der sich darüber beschwert. Sie machen den Monarchen verächtlich durch den Titel: „Freund des römischen Volks," und er muß sich die Schmach gefallen lassen. Sie schicken ihm einen Zepter und einen Purpurmantel zu, und er muß aus ihren Händen den Sklavenkittel der Niederträch-

tigkeit mit Dank entgegennehmen. Man muß doch der empörten Welt Könige zeigen, die sich mit Königsmördern aufs freundschaftlichste verbinden, Könige, die sich mit Leuten, welche Könige in Fesseln legten und entthronten, alliiren und vor den Augen ihrer Völker sich mit den schmählichen Würden und Lumpen behängen, die man ihnen als Ehrenzeichen zu ihrer Demüthigung zuschickt. Diese immerwährenden und sehr geschickt abgestuften Erniedrigungen, sind die klüglich berechneten Feindseligkeiten, die sich der Senat zur Zeit des Friedens erlaubt. Sein Zweck dabei ist, eine Scheidewand zwischen den Königen und ihren Völkern zu errichten, so wie die Könige diese durch eine Scheidewand von der Sache des Königthums schieden; und giebt es wohl ein unfehlbareres Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, als wenn man sich an dem Oberhaupte des Staats, und durch dasselbe an der Moral des Volks und an der Nationalehre vergreift? Während der Zeit rotten die Armeen die Völker aus, die ihnen überlassen worden sind, und wenn der Senat seine Legionen in die einmal proscribirten Länder versetzen will, so hat er schon durch

heimtückische Neutralität die Wege geebnet, um die Legionen zu neuen Eroberungen zu führen. Das ist die Politik der Römer, so pflegen sie zu verfahren. Man führe mir nur ein einziges Beispiel an, wo sie ihr System aus den Augen gelassen hätten. — So haben sie Italien sich unterworfen. Die Herniker, die Aequer, die Volsker verloren ihre Existenz, wie die Hetrurier und Tarentiner; die überwundenen Samniter mußten mit ihren noch übrigen Kräften ihre wüthigen Sieger unterstützen, und Rom, das nach und nach alle Völker um sich her angriff, isolirte sie glücklich durch seine treulosen und bösen Ränke, bis es endlich eins nach dem andern, durch das Gewicht seiner eignen Kraft und durch die Kräfte der besiegten Völker zu Boden drückte und zu Sklaven machte. So unterjochte es Sicilien, Spanien, Karthago, so überwand es Griechenland vor unsern Augen, das Land, das einst so fruchtbar war an Helden, und das durch seinen Muth und seine Gesammtkraft viel stärker war als Rom; aber der Senat hatte durch seine Blendwerke, in Griechenland Zwietracht und Uneinigkeit erregt, und die Aetolier halfen die Grie-

chen in Fesseln legen. — Wenn dies die Politik der Römer ist, wenn sie sich immer so benahmen, wenn sie nie von ihrem System abgingen, wenn dies System immer glücklich durchgesetzt wurde, wenn es sogar für sie zu einer unerläßlichen Nothwendigkeit geworden, und diese das Resultat ihrer Konstitution ist, wenn eine andre Existenz und gar keine Existenz für Rom ein Synonymum ist, wenn die Macht der römischen Tyrannen auf Krieg beruht, wenn ihre Existenz durch den Frieden erlöscht und durch den Krieg allein belebt wird: wie will uns wohl Polykrates überreden, daß Syrien allein eine Ausnahme von dem Systeme machen werde, das keine Ausnahme gestattet, und daß die Neutralität, die alle ihr zugethanen Staaten in Blut und Schande erstickte, für uns allein eine Quelle des Glücks und der Ehre werden wird? Wenn Philipp das Schicksal eines Massinissa, Hieron, Eumenes haben sollte, womit in aller Welt will Syrien seine Unabhängigkeit behaupten? Das werdet ihr doch wohl nicht glauben, daß Rom bei der unerläßlichen Nothwendigkeit des Kriegs, nach der Eroberung Macedoniens bei dem Anblick der

klugen Neutralität von Syrien stehen bleiben wird. Wenn sich dieser Wahn schon eurer Geister bemächtiget hat, so bedenkt doch nur, daß ihr gerade alles besitzt, wonach die Römer lüstern sind, daß ihr alles habt, was ihre Furcht aufregen kann. Die Schätze, die euch Polykrates anzuhäufen räth, für wen spart ihr sie, wenn Philipp unterliegt, wohl auf, als für die Römer? Ja sollte vielleicht Polykrates nicht gar zu ihrer Aufhäufung durch diese Neutralität blos rathen, um sie sodann den Römern anzubieten? Diese Schätze, die Rom nach Afrika zogen, die es nach Spanien und durch ganz Europa jagten, sollten sie ihren Reiz für Rom verloren haben, weil i h r sie besitzt? — Nach Polykrates Meinung sollen eure, wie er sagt, unberührten Armeen, auf die Römer, selbst nach ihren Triumphen, einen gebietenden Eindruck machen? Ist es so, so müssen die Römer sie fürchten, und Philipps Untergang macht euch in Roms Augen furchtbar, und eure Schätze ihrer Habsucht wünschenswerth. Wie wollt ihr einem Angriff widerstehen, wenn Philipp nicht mehr ist? Und warum sollten sie euch in Ruhe lassen? Haben sie denn irgend

ein Volk verschont? Haben sie nicht alle ihre Alliirten unterjocht? Wenn ihr aber den Frieden durch eure Knechtschaft erkaufen sollt — so müßt ihr ihnen eure Schätze, eure Truppen, Gesetze, Habseligkeiten, und euch selbst ausliefern; denn keinem Volke ließen sie den freien Besitz des Ihrigen, und ihr werdet euer Eigenthum vergebens zu erhalten suchen. — Verweigert ihr es ihnen, so müßt ihr zu dem Schwerdte greifen, und wie wollt ihr ganz allein, ohne fremden Beistand widerstehen, da ihr niemand beigestanden habt und alle eure Nachbarn so zu Grunde gehen ließet? — Prüfet doch nur bei dieser Voraussetzung eure innere Macht und die innern Kräfte eurer Feinde! bedenkt nur, welch ein abgeschmacktes Hirngespinnst es wäre, wenn ihr euch schmeicheln wolltet, daß der Kampf mit Philipp Roms Macht schwächen werde. — Rom bekämpft den König von Macedonien durch die Völker, die es besiegt, durch die Schätze Spaniens, das es unterjocht hat. — Ist Philipp nicht mehr, so wird es euch mit Philipps besiegten Unterthanen angreifen; und übersteigt die Macht, die es durch diese Eroberung an sich bringt, nicht bei weitem

alles, was es durch diesen Krieg verloren hat? Jetzt läßt euch Rom neutral, weil es eure natürlichen Alliirten ausrotten will; künftig wird es euch angreifen und euch mit der ganzen Macht seiner Triumphe und eurer Schmach erdrücken. Wenn ihr es jetzt nicht wagt, euch mit Roms Feinden zu verbinden, werdet ihr wohl mehr Muth dazu haben, wenn ihr erst jeder andern Hülfe beraubt und gezwungen seyd, Mann gegen Mann mit Rom zu fechten? Ich schäme mich, euch Wahrheiten erst ins Licht zu setzen, die die Erfahrung längst zu Gemeinplätzen machte, und die wahrscheinlich nur das Kabinet des Antiochus in diesem großen Reiche nicht kennt.

Doch wozu noch weiter den Rath des Polykrates untersuchen, da er nichts weniger will, als daß ihr Rom seine Siege verfolgen lassen und hoffen sollt, daß, wenn es unter seinen Triumphen erliegt und durch seine übermäßige Größe zusammenstürzt, ihr in seinen Ruinen die reiche und mächtige Belohnung für eure unerschöpfliche Geduld und für alle die Opfer finden werdet, die ihr deshalb den Römern jetzt machen müßt. Dank den Göttern! Dieser Rath ist eben

so thörigt als niederträchtig! O möchten doch Roms Anhänger euch immer nur mit so offenbar abgeschmackten Waffen angreifen! — Um die Trümmern von Roms Macht zu benutzen, müßte man zuvörderst Rom überleben. Um es zu überleben, müßte man gegen seine Macht und seinen Angriff sicher seyn. Das Gebiet unsers Staates setzt euch seinen Streichen aus und eure kriechenddemüthige Nachgiebigkeit ist nicht dazu geeignet, sie von euch zu entfernen. Ist Philipp erst besiegt, so wird sich Rom mit eurer Unthätigkeit nicht mehr begnügen; es verlangt eure Schätze, eure Truppen, eure Länder: es verlangt sie, weil Rom seit seiner Existenz das immer gewollt und nie zu wollen aufgehört hat. Rom geht, sagt man, zu Grunde; aber was hilft euch sein Ruin? Ihr selbst werdet dann nicht mehr seyn; ihr werdet dann selbst mit zu den kolossalischen Trümmern, nach denen euch gelüstet, gehören, und das Schicksal entzieht eurem Auge, und wär' es noch so scharf, den Herrn, dem ihr in jener von den Finsternissen der Zukunft verhüllten Zeit angehören werdet. Wahrlich, der Rath ist von einer ganz neuen und ungewöhnlichen Art!

„Laßt euch heute ermorden, damit ihr künftig desto glänzender wieder auferstehen könnt.“ Hier habt ihr die Meinung des Polykrates nach allen ihren Theilen. Die Götter allein verheißen dergleichen Belohnungen und zeigen solche Trostgründe; aber ihre Verheißungen und ihr Trost geht nicht die Könige, sondern nur die Völker an. Sie verheißen den Völkern solche Belohnungen, um sie für die Leiden und das Elend zu trösten, das sie ertragen müssen und nicht von sich entfernen können; sie verheißen ihnen beim Ausgang aus diesem Leben, das die Könige durch ihre Fehler so elend machten, das die Könige beschützen sollten und statt des Schutzes, fremden Tyrannen in die Arme warfen, eine glücklichere Welt, wo sie für ihre Geduld belohnt werden, und weder schwache Fürsten noch treulose Räthe antreffen sollen. Aber in der Politik hör' ich heute zum erstenmal die Sprache des religiösen Glaubens. Doch so groß und ausschweifend diese Tollheit ist, so ist ihre Lächerlichkeit doch noch größer. Wenn ein solcher Rath für irgend eine Macht auf Erden paßte, so wäre es für die Parther. Die Natur trennte diese von Rom durch unermeßliche Wüsten und

übernahm so selbst ihre Vertheidigung gegen Roms Tyrannei. [e]) Der Muth der Parther schreckt die Römer eben so sehr als ihre unüberwindlichen Grenzen: und dennoch bietet Arsakes euch seine unbesiegbaren Legionen zur Hülfe an. Arsakes beherrscht das muthigste und gehorsamste Volk, ist stolz auf dieses Glück, und da er dem Throne Ehre macht, so fühlt er die Nothwendigkeit, sich der Thronen anzunehmen, so wie sein Volk, das die beglückenden Vortheile der Monarchie kennt, die Nothwendigkeit fühlt, seinen Beherrscher bei diesem rühmlichen Unternehmen zu unterstützen. Nicht Zwietracht und Uneinigkeit bringt Arsakes zu euch; er bietet euch vielmehr seine ganze Macht an, um die Zwietracht die unter euch Bürger von Bürgern trennt, zu verbannen. Als wechselseitiger Bürge zwischen Philipp und Antiochus tritt er auf und sagt: „laßt mich die Welt retten und helft mir nur bei diesem edeln Unternehmen, die Früchte davon sollen euer seyn, ich bürge euch für eure beiderseitige Sicherheit.“ Und Syrien sollte diese Sprache nicht hören? sollte die Tapferkeit der Parther miskennen und ihr sein Zutrauen versagen?

Götter! wenn der große Monarch, der diesen Staat schöpferisch ins Daseyn rief, den Sarg durchbrechen könnte, der seine Asche in sich schließt, wenn er auf einige Augenblicke das Reich der Todten verlassen und in dem Reiche, das er auf Erden stiftete, sich wieder zeigen, wenn er plötzlich in diesem Kabinet erscheinen könnte, wer von euch würde das Feuer seiner Blicke aushalten? —
„Man vergreift sich an der Unabhängigkeit der
„Welt, würde er sagen, und ihr sitzt hier zu
„Rathe? Man zerstört die Staaten, die mein
„Reich umgeben, und ihr bleibt neutral. Räu-
„ber durchstreifen die Welt mit Dolch und Fackel
„in den Händen, und diese Räuber dürfen sich
„eurer Freundschaft rühmen? Arsakes erbietet
„sich zu eurem Alliirten und ihr steht zweifelnd,
„unentschlossen da? — Wo sind die Männer,
„mit denen ich die staunende Welt bekannt
„machte? Wo die Minister, die mich hörten,
„die Generale, die ich mit dieser Hand ins Hei-
„ligthum der Siegesgöttin führte? Warfen zu
„solchen Planen einst meine Triumphe auf Sy-
„rien so viel Glanz? Und mußte ich mit so viel
„Ruhm euch umstrahlen, um so viel Schmach

„und Schande zu beleuchten? Nikanor ist nicht „mehr, aber ihr seyd nicht würdig sein Andenken durch eure Klagen über seinen Tod zu entehren. Durch Befolgung ihrer Grundsätze, „nicht durch unnütze Thränen ehrt man die „Asche großer Fürsten! Wohlan, so erweist „eurem ehemaligen Herrn die letzte Ehre, und „schützt den Ort, wo seine Asche ruht; wendet die Schmach, in die Hände der Römer zu „fallen, die entehrende Schmach der Huldigung „Roms, von meinen sterblichen Ueberresten ab! „Und wenn mein Reich zu Grunde gehen soll, so „laßt mein Grab wenigstens nicht entweihen, „bringt meine Asche an einen Ort, der Roms „Legionen unzugänglich ist. Wenn ihr ihnen als „Sklaven dienen müßt, so ehrt wenigstens noch „einmal den, der euch einst unüberwindlich „machte!" So würde der heilige Schatten sprechen, wenn ihn anders der Unwille Worte finden ließe.

Ich werde mich zum Schlusse meiner Rede nicht erniedrigen, die neue Moral in der Rede des Polykrates zu widerlegen. Elender Sophist! die Moral die du verkündest, ist in

der Welt nicht neu; die Ausgeburt der Mord- und Räuberhöhlen verläugnet ihren niedrigen Ursprung nicht; sie trägt den Stempel der Frechheit und Bestialität an der Stirn, und wenn der Himmel sie auf Erden duldet, wenn er ihr das verworfne Leben gestattet, so wird sie doch, die schauderhafte, nimmer zur Politik der Fürsten werden. Ihre angestammte Ohnmacht stürzt sie und alle Staaten, die sie aufnehmen, und alle Fürsten, die auf ihre Anschläge hören, in das verdiente Elend. Diese Weissagung darf euch nicht auffallen, hört nur die Lehren dieser Moral und bestimmt aus ihren Resultaten ihren Werth. Es giebt eine zwiefache Moral, sagt uns Polykrates, die eine ist für die Fürsten, die andre für das Volk. Demnach schufen die Götter mit den Menschen zugleich zweierlei Tugend, zweierlei Rechtschaffenheit und folglich auch zweierlei Gewissen, eins für die Fürsten, das andre für die Unterthanen. Nun sollte man meinen, die höchsten Tugenden, die erhabenste Moral und die strengste Gewissenhaftigkeit hätten die Götter ohne Zweifel an die Stelle gesetzt, wo sie das höchste Ansehn glänzend vereinigte; man

sollte meinen, sie hätten denjenigen, welche sie zu leitenden und strengen Aufsehern der Pflichten andrer machten, auch strengere und schwerere Pflichten aufgelegt, damit Autorität und leuchtendes Beispiel an Einem Orte vereinigt wären, und das Gesetz aus seiner ehrfurchtwekkenden Höhe, aus seinem erhabnen Heiligthum herab zu den Völkern stiege. Das war ohne Zweifel der Wille der Götter, wenn sie, nach des Polykrates Lehre, zwei Arten der Moral schufen; denn da die Götter den Zweck als weise Wesen wollen, so können sie auch in der Wahl der Mittel nicht irren und Menschen zu Organen des Gesetzes machen, die das Gesetz im Grunde bestrafen muß. Laßt uns nun die zwei Arten der Moral, von denen Polykrates spricht, näher ins Auge fassen. Die eine macht uns mit allen Pflichten des bürgerlichen Lebens bekannt, befiehlt uns unsre Nebenmenschen zu lieben, ihre Rechte und ihr Eigenthum zu achten, den Schwur redlich zu halten, die öffentliche Ordnung mit Liebe zu umfassen, und unser Privatinteresse gern dem Wohl des Ganzen zum Opfer darzubringen; das ist die Grundlage jeder

Menschengesellschaft; das ist die Moral der Völker. Die andre, nach Polykrates Meinung zu urtheilen, erlaubt uns mit dem glücklichen und triumphirenden Verbrechen einen Bund zu schließen, um die Vortheile seiner ehrlosen, verruchten Handlungen zu theilen, und autorisirt uns zugleich, das Schimpfliche unsers Betragens mit dem betrügerischen Flimmer schöner Worte zu bedecken; sie erlaubt uns der Tugend ihre Sprache zu stehlen, um diejenigen besser zu betrügen, die sich auf unsre verfänglichen Maximen verlassen, und durch ihre Sicherheit das Glück des Verbrechens erleichtern können. Sie befiehlt, Menschheit, Ehre und Rechtschaffenheit zu verleugnen, und nichts anzubeten als den Eigennutz; sie lehrt uns, daß man uns nach unserm Glück und nicht nach unsern Tugenden beurtheilt und richtet. Also den Schwachen vernichten, gegen den Starken sich verschwören, begehren, was uns nie mit Recht zukommen kann, und um es zu erhalten, den Eigenthümer aus dem Wege räumen; sich an den plündernden Räuber anschließen und sich in diesem furchtbaren Bunde, nach und nach der Mittel versichern, um den Räuber, mit dem man

sich verband, niederzuwerfen; weder Schwüre noch Verträge achten, sich um die Ruhe und das Glück der Menschen nicht kümmern; neutral bleiben, wenn rings Gefahr die Menschen umgiebt; seinen künftigen Wohlstand auf den Ruin der Gesellschaft bauen und davon erwarten; dem Schwachen nicht beistehen, weil er schwach ist, und dem Starken den Beistand versagen, damit er schwach werde; sich so treulos und tückisch betragen, daß man beide betrügt; wie ein höllischer Geist über den Häuptern der Sterblichen schweben, um Elend herabzuschütten, um das schon bestehende Unglück zu vergrößern, um es zu beobachten und sich aus demselben zu bereichern; seine Unterthanen durch ihr Wort binden und Niemand sein gegebnes Wort halten; kurz alle Vortheile des Lasters mit dem erheuchelten Sternenglanze der Tugend vereinigen, um des Lasters Vortheile zu vergrößern: — das ist nach Polykrates die Moral der Könige, das ist ihr Gewissen, das die Politik ihrer Kabinette. — —

Wenn Himmel und Hölle sich auf einen Augenblick hätten vereinigen können, um zwei Hauptprinzipien zur Bewegung der Welt zu schaffen,

wovon das eine die Tendenz zur Erhaltung, das andre das Streben nach ihrer Zerstörung hätte, würde die Hölle dem Genius des Bösen wohl andre Grundsätze vorgeschrieben haben als die, welche uns Polykrates auskramte? Doch der Himmel ließ es nicht zu, daß solche entehrende Grundsätze gefährlich würden; ihre schändliche Verkehrtheit stößt die Sterblichen zurück, und wegen ihrer groben Schändlichkeit sind sie weder tief, noch schwer zu fassen. — Es ist erlaubt, es ist tröstlich sie bei keinem Menschen, noch weniger bei einer Regierung vorauszusetzen; und man kann der Tugend keinen größern Lobspruch machen, als diese Voraussetzung. Einmal kann man wohl ein Opfer dieses edeln Glaubens werden, nur nicht zum zweitenmal; denn eine Politik mit diesen Grundsätzen trägt den Stempel der Ehrlosigkeit an der Stirn, der menschlich-schöne Unwille schlägt sie an den Schandpfahl der öffentlichen Meinung, und dann sind die theoretischen und praktischen Bekenner derselben, als erklärte Feinde der Götter und der Menschen, durch die That selbst, von dem Schutz der Gesetze ausgeschlossen. Man darf sie mit ihrem eignen Gifte

vergiften, mit ihren eignen Waffen tödten und sie eben so anfallen und stürtzen, wie sie andre anfielen und stürtzten; man darf die Finsternis kühn durchtappen, um sie in ihrem Elemente zu fassen, sie darin zu ersticken und alles Elend über sie zu verhängen, was ihre Politik über die Welt verhängen mußte. Sobald ein Staat dergleichen politische Maximen annimmt, so ist Jedermann Gott und der Gesellschaft die Offenbarung derselben schuldig. Seit Erschaffung der Welt sind nicht ein einzigesmal dergleichen Grundsätze ungestraft geblieben. Sie passen nur für Räuber, aber sie passen für diese in hohem Grade; durch sie vereinigen sie sich, durch sie halten sie ihre Gesellschaft zusammen, durch sie ist ihre Thätigkeit und ihre Dauer gesichert. Und sollte wohl das treuloseste und strafbarste aller Völker sie nicht kennen? wäre diese Unkunde auch nur möglich? sollte diese Politik den Römern unbekannt seyn? Und wenn sie ihnen bekannt ist, könnt ihr euch dann noch einbilden, daß sie euch ihre Grundsätze und Lehren ungestraft ausüben lassen? — So verkehrt und verderbt auch Polykrates Rath und Meinung sind, so wird doch dieses Land zu seiner

Ehre es nie mit der Politik Roms aufnehmen können. Die Römer mit ihren Waffen angreifen, das hieße, nach der Schmach einer Niederlage, und nach der unvertilgbaren Infamie von den größten Uebelthätern der Welt in Uebelthaten übertroffen zu werden, zugleich ringen. — Würden sie euch wohl die Grundsätze des Polykrates ruhig ausüben lassen? Wenn ihr euch damit schmeichelt, so untersucht nur ihr Verfahren und zieht den Schleier des Irrthums von euren Augen. — Wenn sie euch auf ihrem Zuge gegen alle Thronen Neutralität bewilligen, so wissen sie recht gut, daß eben die Furcht, die euch neutralisirt, euch nicht gleichgültig bleiben läßt. Sie wissen recht gut, daß Hartnäckigkeit und halbe Maaßregeln zwar einleuchtenden und zusammenhängenden Gründen, aber nicht Thatsachen und Resultaten Widerstand leisten; sie wissen demnach, daß ihr nicht so dumm seyn könnt, euch zu schmeicheln, daß Syrien allein in der Welt aufrecht stehen bleiben werde, wenn die ganze unterjochte Welt durch Rom zu einem bloßen ungeheuern Kirchhof wird, auf welchem nur hier und da einige irrende, wan-

kende Sklaven in Fesseln, bei den Gräbern ihrer Väter vegetiren. Aber indem sie eure Nachbarn durch die Gewalt der Waffen ausrotten, vergiften sie eure Völker durch ihre Grundsätze und Beispiele, bestechen eure Minister, erkaufen mit baarem Gelde die schimpfliche Denkungsart eurer Staatsberather, und so bewirken sie endlich euren Untergang als Nation. Sie entehren euch in der öffentlichen Meinung, in dem sie eure Schwäche mit den einleuchtendsten Beweisen dokumentiren. Die Schmach, mit der sie euch belegen, ist ihr Sieg während eurer Neutralität; diese Schmach macht alle Staatsbürger von euch abwendig, sie belebt die Verkehrten, empört die Edeln und erregt sogar den Unwillen der Schwachen, die mit Recht bei dem Gefühl ihrer eignen Schwäche verlangen, daß ihre Regierung stark und kräftig sey. — Die Römer wissen, daß man von angenommenen Grundsätzen und den aus ihnen entspringenden Handlungen, keine widersprechenden Resultate erwarten kann. Sie wissen, daß man die Monarchen blos herabwürdigen darf, um den Ruin der Monarchien unfehlbar nachzuziehen; daß man sie blos zu Ungerechtigkeiten verleiten

darf, um alle Bande der öffentlichen Staats=moral aufzulösen; sie wissen endlich, daß einen König herabwürdigen oder ihn dethronisiren, eben so viel heißt, als das Prinzip in Gang bringen und dann ruhig die Folgen erwarten. Das wissen sie, und nun mögt ihr zusehen, ob sie ihre Wissenschaft praktisch auszuüben verstehen.

Da habt ihr das Vorspiel des Krieges, das Rom euch während der Neutralität verspricht. Es beschwichtigt euren Groll und Ingrimm durch seine Achtung und Aufmerksamkeit, wo es nöthig ist; es schläfert eure Wachsamkeit durch die Beweise seiner Freundschaft ein, und dies ist nur noch ein Mittel mehr, seinen Zweck zu erreichen; denn so tief es euch durch schimpfliche Behandlung herabsetzt, eben so tief setzt es euch durch sein Wohlwollen herab. Rom weiß, daß aus seinem Schooße nur Gift, und nichts als Gift hervorgeht; euch mit seinen feig erduldeten Beschimpfungen, oder mit seiner niederträchtig=freudig aufgenommenen Freundschaft zu vergiften, das gilt ihm gleichviel: es läßt euch gern die Wahl. Wenn es einmal seine Maske abnehmen wird, wenn eure Stunde schlägt:

dann sichern die Siege, die es während eurer Neutralität sich zu verschaffen wußte, seine Siege in dem beginnenden Kriege. Dann kämpfen sie mit euren entnervten Völkern; dann erheben sie ihre Anhänger, dann treten ihre Mitverschwornen hervor. So lange die Neutralität dauert, lassen sie euch das Hirngespinnst, den süßen Traum der Existenz: der Krieg tritt ein, sie schlagen zu, und ihr seyd nicht mehr. Eure Existenz war schon zu Ende, ehe der Streich noch fiel. Ihr gleicht den Körpern, die der Tod längst dahinraffte, die aber in den Gräbern noch nicht von der äußern Luft berührt worden sind; man öffnet die Gräber, die Luft dringt ein und sie zerfallen in Staub und Asche. O dieses Bild zeigt uns nur allzuwahr und treu die Staaten, die mitten in der allgemeinen Gefahr neutral dastehen, weder für noch gegen eine der Partheien handeln, die von schlechten Prinzipien beherrscht werden, und sich vor einem Feinde entwaffnen, der durch seine Maximen und seine schimpflichen Freundschaftsbezeugungen, Tod und Vernichtung in den Schooß des Staates ausschüttet.

Deine Majestät, Antiochus! verzeihe, wenn diese Stimme, die das Alter und der Schmerz gebrochen haben, kaum diese lange Rede endigen kann; verzeihe den Thränen, die das Gesicht eines Greises benetzen! Diese Augen, die an das Weinen nicht gewöhnt sind, vergossen nur Thränen an dem Grabe des großen Monarchen und über die Gefahr seines Nachfolgers. Und du, Nikanor! wenn dein großer Geist noch in diesem Reiche wohnt, so beschütze mit deinem unsterblichen Genie den Thron, den du geschaffen, den König, um welchen deine letzten Blicke die Hoffnung des verlaßnen Volkes schweben sahen, den König, den du dem Volke versprochen, als du bei deinem Scheiden von der Erde zu ihm sagtest: „In ihm erscheine ich der Welt zum zweitenmal!“ Entferne von ihm jene treulosen Räthe, die sich deinem Throne zu nahen wagten! Beschütze, großer Nikanor, den Fürsten, welcher Ehre, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit so innig liebt, dem zum guten Monarchen nichts fehlt als mehr Vertrauen zu seinem eignen Geiste, weniger Zuversicht zu Anschlägen, wie diejenigen, die wir eben hörten, und treuere,

helldenkendere Räthe als die sind, mit denen sich seine unerschöpfliche Güte hat umgeben lassen.

Hier endigte Kallisthenes seine Rede. Der König stand auf und ging sehr bewegt, wie es schien, auf sein Zimmer: nur Polykrates folgte ihm und waffnete durch Hülfe der Mittel, mit welchen ihn eine lange Erfahrung bekannt gemacht hatte, glücklich den Charakter und die Schwäche des Antiochus gegen des Kallisthenes unbesiegbare Gründe. So viel ist gewiß; die Rede, die er mit angehört hatte, ließ er gänzlich unangefochten; er war zu klug und zu gewandt in der Hofpolitik, um gegen solche Gegner anzukämpfen. Aber vor der Schande, durch Verborgenheit und Verschwiegenheit geschützt, machte er dem unglücklichen Antiochus den Unterschied zwischen Ministern, die nur auf ihren eignen Ruhm und den Glanz des Staates bedacht wären, und einem treuen Diener begreiflich, der blos der Person seines Königs ergeben, und voll glühender Liebe für des Monarchen Glück, bei allen Geschäften nur auf des Herrn Zufriedenheit und

persönliche Sicherheit bedacht wäre. Ja er suchte sogar in dem Herzen des Antiochus die herrschenden und geheimen Gründe, welche die Könige nie vor den Augen der Welt sehen lassen, die sich aber in der vertraulichen Hingebung an Sklaven, deren Umgang weder etwas Gebietendes noch Drückendes für sie hat, zeigen, und in den Händen dieser Treulosen bald zur Grundlage aller Entschließungen, und zu ausschließenden Regeln der Politik werden. Hannibal und Kallisthenes hatten zum König gesprochen, Polykrates sprach zum Menschen, und in der entscheidenden Krisis triumphirte der Mensch über den König.

Ihn unterstützten mit allem ihrem Einfluß zwei mächtige Männer: Ariarathes, der Fürst von Kappadocien, der erste Feldherr bei der Armee des Antiochus: und Heraklides von Byzanz, der vordem lange Minister gewesen war, und ungeachtet seiner Zurückgezogenheit noch immer Einfluß auf die Staatsgeschäfte hatte, ja dessen Ansehn unglücklicher Weise sogar gestiegen war, seit seiner Gesandtschaft an die beiden Scipionen nach dem Verluste der ersten Seeschlacht, wie man im ein und zwanzigsten Buche dieser Geschichte

nachsehen kann. Ariarathes war einer von den souverainen Fürsten Asiens, und zur Unabhängigkeit zu schwach, aus Politik einer der nothwendigen Alliirten des Antiochus. Die Stütze Syriens durch seine Kriegstalente, wurde er von Antiochus, vermöge des Uebergewichts desselben, in Asien unterstützt, und die Bande des Blutes hatten diese durch die Umstände erzeugte Allianz verstärkt, denn Antiochus hatte ihm seine Tochter Antiochides zur Gemahlin gegeben. Aber seinen Namen und seinen Ruhm hatte Ariarathes in einer Epoche erlangt, die von der Zeit der ersten Kriege Roms in Syrien ziemlich weit entfernt war, und als die Macht der Römer für Asien gefährlich zu werden begann, hatte er seinen Ruhm schon überlebt. Gleich zu Anfange der römischen Kriege, am Ende des zweiten punischen Feldzugs, konnte man aus den unerhörten Widerwärtigkeiten und Unfällen, die er hatte, deutlich sehen, daß Ariarathes zwar noch ein Zeuge seines vergangenen Ruhms war, aber die ehemalige Schöpferkraft desselben ihm nicht mehr zu Gebote stand. Da erhob sich in Asien das Geschrei des empörten Unwillens gegen ihn, sein Beneh-

men wurde streng und scharf beurtheilt, und der Schleier einer unseligen Politik fiel von dieser Zeit an, und vielleicht für immer, auf ihn herab. Sein Benehmen war durch die Folgen desselben bekannt, aber die Ursachen, die ihm die weltbekannte Demüthigung zuzogen, konnten nicht zur Kunde der Zeitgenossen gelangen: und so schwieg die menschliche Gerechtigkeit, indeß die Geschichte redete, da die Fehler dieses Fürsten zu wichtig für diese, allein nicht groß genug waren, um die strafende Gerechtigkeit zu wecken. Ariarathes, den die Göttin des Sieges nicht mehr anerkannte, suchte von der Zeit an, sich für seine noch übrigen Lebenstage die Rückerinnerung an seine schönen Jahre zu erhalten, seinen Ruhm keinem zweifelhaften Lichte mehr auszusetzen und den Frieden Syriens für jeden, selbst noch so hohen Preiß zu erhalten. (Wir werden im ein und zwanzigsten Buche dieser Geschichte sehen, wie sein Sohn, ohne zu erröthen, den Göttern durch ein feierliches Opfer für den erhaltenen Titel eines Bundesgenossen der Römer dankt.) Der Krieger war zum Hofmann geworden, und suchte blos die Schwächen des Antiochus kennen zu lernen und

diese mühsam erworbne Kenntnis zu benutzen und geltend zu machen. Der Ruf, den er sich unter dem großen Könige verschafft hatte, seine Geburt, seine Staatswürden, machten ihn zum ersten der Räthe des Antiochus; er hielt die Vortheile fest, die ihm dieses gab, und um sich derselben noch mehr zu versichern, schloß sich der weiland mit Recht so berühmte Mann an einen Polykrates an, und befestigte durch den Kredit dieses Menschen seinen Einfluß auf das Kabinet des Antiochus, an welches er nun einmal für immer gebunden war.

Heraklides von Byzanz, von Natur ohne alles Talent aber nicht ohne Ehrgeiz, war einer von den Menschen, die sich nur in sinkenden Staaten heben können, und deren Erhebung für Staaten das Signal des Misgeschicks und die erste Ursache des Unglücks ist. Wie soll ich einen Charakter ohne bestimmte Form, wie einen Charakter ohne festes Gepräge zeichnen, der von der Natur kleine Neigungen zu allem, aber kein bestimmtes Streben nach einem Ziele erhielt? Kein Wollen hatte in dieser von der Natur selbst niedergehaltenen Seele so viel entschiedene Festig-

keit, daß sich ein unauslöschlicher Zug hätte daraus bilden lassen. Nur so viel läßt sich beobachten und behaupten: der Instinkt, der bei diesem Menschen einen wesentlichen Theil der Seele ausmachte, leitete ihn zum Bösen, aber so, daß Feigheit und Niederträchtigkeit immer für ihn einen unwiderstehlichen Zauber behielten. Sein Instinkt entfernte ihn von aller Energie, selbst bei dem Bösen, das er liebte und gern that; er fürchtete den gewandten Bösewicht so sehr als den Mann von Genie; die weibisch-weiche Seele mußte mit Wesen von ähnlicher Schwäche umgeben seyn, er entschuldigte, er liebte das Laster, aber nur Laster, von Niederträchtigkeit gesättigt durften sich ihm nahen und auf die Ehre, ihn zu umgeben, Anspruch machen. Es giebt Gewürme, die in giftschwangeren Morästen, vor welchen der Mensch bei einer Annäherung zurückbebt, gern wohnen und sich in dieser ihrer Heimath wohlbefinden. Die Seele des Heraklides existirte in seinem Körper, wie diese Thiere in ihrem Schlamme. Er liebte große Staatsposten, um sie mit Niederträchtigkeiten aller Art zu besudeln. Kraft seines Instinkts entweihte

er alles, was er besaß, und Wollust war es für ihn, alle Arten der Feigheit, der Niederträchträchtigkeit und Treulosigkeit um sich her zu vereinigen. Dieses Wunder kann man freilich in hohen Posten leichter bewerkstelligen und sich sodann eine Atmosphäre daraus schaffen. Er war weder habsüchtig noch uneigennützig, und wenn er sich im Anfange auch den Schein einer großen Uneigennützigkeit gab, so erfuhr er doch bald, daß diese Tochter des Himmels bei ihm zu einem Wechselbalge geworden war, wie denn alles, was seine Hände berührten, Farbe und Gestalt verlor; er war uneigennützig ohne Ruhm, und habsüchtig ohne Vortheil. Die Verstellung war unter seinen Lastern das einzige, das über die andern eine Art von Herrschaft ausübte, aber auch sie hatte bei ihm etwas Linkisches und Niederträchtiges; er verstellte sich nicht, er log, und wenn es darauf ankam sein Geheimnis zu verbergen, so konnte man darauf wetten, daß er die schimpflichsten Mittel wählen würde, durch deren Plumpheit er gerade an das Ziel gerieth, das er vermeiden wollte. Mit der Schmach eines im Schlamm der Schande und Ehrlosigkeit hingebrachten, ver-

pesteten Lebens vertraut; wurde er ohne Bedenken der Sklave des Kabinets und die Beute der Römer. Sie brauchten ihn nicht erst zu verderben oder zu bestechen, sie nahmen ihn blos bei seiner schwachen Seite, und diese war zum Glück wie seine Haut am Körper überall; sie bedienten sich seiner zu ihren Zwecken und er gehorchte in allem, was sie wollten; er folgte ihrer Leitung wie seinem eignen Instinkte, und vollendete den Untergang seines Vaterlandes und seines Königs, ohne sonderliche Freude dabei zu empfinden, aber auch ohne Gewissensbisse darüber zu fühlen.

Da man in dem Verlaufe dieser Geschichte den Untergang Syriens durch den Einfluß dieses Kabinets in seiner Vollendung sehen wird, so ist es wohl nicht am unrechten Orte, wenn ich hier ein Wort über dieses Staatsinstitut, über das, was es bei seiner Geburt war und was es in der Folge wurde, einschalte. Man wird sich dadurch überzeugen, daß die trefflichsten Anstalten, die große Männer mit schöpferischem Geiste in einem Staate machen, in den Händen ihrer schwachen Nachfolger zu Mordinstrumenten werden. Für den Mann, dessen großer Geist sie schuf, sind

sie Denkmäler des Ruhms: für den Schwächling, der ihm auf dem Throne folgt, ohne seine Talente von der Natur mit zu erhalten, werden sie Sarg und Grab.

Der große Nikanor war, so lange er regierte, der Schutzgeist, oder wenn ich so sagen darf, die Vorsehung des Staats. Zur Vollziehung seines Willens bedurfte er freilich Werkzeuge, aber sein Wille war sein eignes Werk. Regieren hieß bei ihm leben; erst mit dem letzten Odemzuge sank das Staatsruder aus seiner Hand. Die Minister fertigten unter diesem großen Manne blos des Monarchen Befehle aus, und sahen ihn selten. Aber in seiner heiligen Stille und Abgezogenheit hatte er zunächst um sich einige ergebene und thätige Männer, die alle seine Befehle erhielten und sie sogleich aufzeichneten. Mit dem früheſten Morgen war seine Arbeit geschehen; seine Sekretaire fertigten seine Befehle aus, und versandten sie nach allen Gegenden seiner Staaten; das waren die Kabinetssekretaire unter Nikanor. Als dieses leuchtende, wohlthätige Gestirn in der Nacht des Grabes verlosch, glaubte man seinen Glanz durch Beibehaltung

seiner Gewohnheiten und der äußern Formen seiner Arbeit wiederum zu wecken und zum Leuchten zu bringen. Alles blieb unverändert bei der von ihm eingeführten Ordnung, es fehlte nichts als — sein Geist. Und das Resultat war ohngefähr dasselbe, als wenn der Weltengeist mit dem festen Willen die Welt zu erhalten, die Sonne auslöschte, die ihr durch Licht und Wärme das Daseyn giebt. Die Sekretaire, die bisher passive Werkzeuge des Willens ihres Herrn gewesen waren, wurden bald zu thätigen Instrumenten einer Faktion; sie bemächtigten sich der Geschäfte, verrichteten die Arbeit, alles mußte vor ihren Augen vorbei und durch ihre Hände gehen: und so hatte der Staat, sobald sie bestochen waren, kein Geheimnis mehr, und seine Politik wurde zur Politik seiner Feinde.

An diese Grundübel müssen sich alle Unglücksfälle des Antiochus, die ich im Laufe dieser Geschichte entwickeln werde, anschließen. Jene treulosen Räthe machten Hannibals treue Ergebenheit dem Antiochus verdächtig, entfernten den Kallisthenes, und mitten in dem Unglück und der Schmach Syriens, wurde Hera-

klides als Gesandter nach Rom geschickt, um den Einfluß des römischen Senats in seiner ganzen Stärke zu beweisen und ihn auf den Trümmern des Syrischen Reichs zu befestigen. Der Verfolg dieser Geschichte wird uns bald zeigen, wie sich Philipp mit den Römern vereinigt, um sich an dem Antiochus, der ihn seinem Schicksal überließ, zu rächen, und wie er mit allen Kräften dessen Unterdrückern beisteht, um die Unterdrückungen unabsehlich zu machen. Wir werden sehen, wie Antiochus aus der Hand eines Herrn, und nicht blos eines Feindes, den Frieden erhält, und welch' einen ehrlosen, schimpflichen Frieden? wenn man anders die grausame Verlängerung einer Hinrichtung, deren letzter Schlag der Tod ist, noch so nennen kann. Wir werden sehen, wie Eumenes, der König von Pergamus, die Römer in das Herz von Syrien ruft, wie sich dieser unabhängige König den Römern sklavisch unterwirft, in Roms Senate erscheint, um den Lohn für seine verrätherischen, verfassungswidrigen Handlungen bettelt, ihn erhält, und, mit dem Fluch seines Jahrhunderts und der Verachtung der Römer gebrandmarkt,

in dieser jammervollen Zeit beweist, daß man auch von der Schande leben kann, und daß es Menschen giebt, die keine Schmach zu tödten vermag. Wir werden sehen, wie der schmälich entehrte Antiochus von den Römern den Befehl erhält, den Hannibal, Kallisthenes und Theas, diesen Zögling des großen Nikanor, ihnen zur Ermordung auszuliefern. Das war der würdige Lohn für die Dienste eines Polykrates und Heraklides; die Römer waren ganz dazu geschaffen, ihnen solche Belohnungen zu geben, und diese dazu geboren, sie aus ihren Händen zu empfangen. Wir werden endlich sehen, wie Antiochus, den die Befriedigung der Raubsucht Roms zwang, sich mit räuberischer Hand an den Tempeln der Götter zu vergreifen, von des erzürnten Jupiters Blitzstrahl getroffen, unter den Händen der über seine Kühnheit aufgebrachten Barbaren stirbt, und den Sterblichen durch sein Beispiel zeigt, daß die Götter mit Recht an Königen Tyrannei und Schwäche auf gleiche Weise bestrafen, weil die erste dieser beiden Weltplagen die Völker unglücklich macht, und die zweite den Ruin ihres Reichs vollendet. Doch wir wollen den furcht-

baren Begebenheiten nicht vorgreifen; genug, ich wollte blos die Resultate zum schnellen Ueberblick zusammenstellen, um dann mir selbst und den kommenden Jahrhunderten die Frage vorlegen zu können: „welches waren die Ursachen, die Roms Herrschaft über den ganzen Erdboden ausbreiteten und dieser fürchterlichen Geißel alles unterwarfen?“ Als lebendiger Zeuge der schauderhaft-unglücklichen Zeitperiode schreibe ich meine Betrachtungen nieder, die Nachwelt wird über ihren Werth oder Unwerth entscheiden. Rom versteht die Kunst, in dem Geiste der Welt, die es durch seine Macht unterdrückt, das Gefühl der Ehrfurcht durch täuschenden Glanz zu wecken, und die erniedrigten Menschen, die es in Ketten schmiedet, sind von Natur geneigt, den Koloß zu vergrößern, um ihr schmeichelndes Kriechen zu seinen Füßen zu entschuldigen. Aber ich schreibe in einem Alter, das mit dem Sonnenlichte der Erfahrung erleuchtet, für täuschende Lufterscheinungen keine Empfänglichkeit mehr hat, und ich habe mit Römern und lange in der Stadt selbst gelebt, deren Name Schrecken und Schande zugleich über Thronen

und Völker verbreitete. Ich habe Rom, ich habe den römischen Senat, ich habe den Flaminius, den Unterdrücker Griechenlands, den Verheerer Asiens gesehen, und bin für das Jahrhundert, in welchem ich lebte, und für mein Vaterland erröthet.

In der Ferne beurtheilt man Rom blos nach seinen Siegen; in seinem Schooße muß man gewesen seyn, um sich beim Anblick der Laster und der Verworfenheit jener Sieger, beim Anblick des frechen Uebermuths und des Schreckens der Tyrannen, die mit Feuer und Schwerdt Asien durchstreiften und mit Gold, Verbrechen und Blut beladen und besudelt an ihren Heerd zurückkehrten, und nun von den Wettern der Wuth eines von Begierde und Eifersucht gepeinigten Volks umrauscht werden: um sich bei diesem grausenvollen Anblick, sage ich, über das tausendfache Elend der Welt, das sie erzeugten und für welches sie nun gepeinigt werden, wo möglich zu trösten. Die gemeinen Römer verwünschen die Heerführer, die ihnen die glänzendsten Triumphe verschaffen, sie machen sie zittern, wie jene an der Spitze der Armeen

fremde Nationen zittern machten, und setzten sie in die traurige Nothwendigkeit, ewig neue Kriege anzuzetteln, um im Felde und im Lager die Ruhe und Sicherheit wiederzufinden, die ihnen das durch sie zum Herrn und Herrscher der Welt gewordene Volk durch seine Macht auf ewig geraubt hat. Mit jedem Triumphe steigt in Rom das öffentliche Verderben, dort kann man bestimmt die Zeitepoche prophezeihen, wo diese gräßlichen, mit Schlamm und Blut bedeckten Verwüster, unter der Schlangengeißel der fluchwürdigsten Tyrannen, der endlich gerächten Welt den tröstlichen Anblick des grenzenlosesten Elends und der, selbst für geborne Sklaven unleidlichen Knechtschaft geben. Dort und nicht in Asien muß man den Flaminius, den Zerstörer Macedoniens, beobachten, um die elenden morschen Stützen der Macht kennen zu lernen, die man einem einzigen Menschen anvertraute, der gleich den fürchterlichen Lufterscheinungen, unser Vaterland durchzog und die volle Schaale des Elends, das er verkündete, darüber ausgoß. Doch eine lebendige Schilderung des Flaminius würde mich hier zu weit von dem Ziele entfernen, das ich mir für dieses

Buch versteckte: sie wird im vier und zwanzigsten Buche folgen, wenn wir die feigste und gräßlichste seiner Bübereien, den Tod Hannibals, erzählen werden. Der Gegenstand meiner jetzigen Untersuchung ist die Frage: „was verschaffte Rom die Macht in der Welt, da es im Grunde nicht einmal im Stande war, innerhalb seiner Mauern seine Ruhe und das Glück seiner Bürger zu sichern?“ Gerade diese Unmöglichkeit einer friedlichen Existenz innerhalb seiner Mauern machte den Krieg zum einzigen, nothwendigen Erhaltungsmittel seines Daseyns. Der Krieg befreite Rom von den unglücklichen, unruhigen Bürgern, welche die Macht ihrer Tyrannen furchtbar bedrohten. Der Krieg vermehrte die Macht dieser Tyrannen ins Unendliche und erlöste sie von den grausamen Unruhen, die ihnen die Macht des Volks, das sie unterjochen wollten, und der Widerstand der Tribunen verursachten, welche sich alles erlaubten, um das Ansehen der Volkstyrannen zu vernichten. Das Unheil der Welt war demnach blos eine Ausgeburt der tiefen und großen Unwissenheit der gleichzeitigen Regenten, die anfänglich von eigner Weichlichkeit und

durch die Sorglosigkeit ihrer Minister geblendet, die politische Existenz des römischen Volks nicht kennen lernen und sich nicht überzeugen wollten, daß dieses wilde Volk, geboren, um andre Völker zu verschlingen, nicht anders existiren kann, als wenn es, bei Strafe sich selbst aufzufressen, seine Nachbarn erwürgt.

Als endlich die Erfahrung sie von diesen grausamen Wahrheiten überzeugt hatte, da zogen sie das Band, das bis auf jenen Tag ihre Augen bedeckt und ihnen die Sehkraft benommen hatte, nur noch schärfer an. Hatten sie anfangs nichts gesehen, so wollten sie jetzt nichts sehen. Sie machten es wie die unglücklichen Sklaven, die in Rom von den Henkersknechten auf den Tarpejischen Fels geschleppt werden: sie nähern sich dem furchtbaren Abgrunde, der sich vor Ihnen aufthut; ihm zu entgehen ist unmöglich, der Blick in die Tiefe erfüllt das Wesen mit Grausen und Entsetzen; da legen sie die Hände auf die Augen und glauben, schon im Arm des Todes, noch einen Trost darin zu finden, wenn sie den schauervollen Abgrund nur nicht sehen. Zu dieser gänzlichen Unwissenheit über die politische Existenz

Roms gesellte sich noch in der Hand des Senats eine Offensiv-Waffe, der man nie einen schützenden Schild entgegensetzte. Der Senat kannte alle Gefahren, die mit seiner Lage verbunden waren, und dies ist der erste und vornehmste Zug in dem Kraftcharakter, dessen Entwickelung die Welt in Furcht und Schrecken setzte. Aus dieser Kenntnis ging die kräftigste Waffe hervor, deren sich ein Volk bedienen kann. Nur das Genie kann sie verschaffen; Talente und Erfahrung lehren ihren Gebrauch, und wenn sie erst in der Geduld gehärtet worden ist, dann kann kein Schild mehr die Menschen gegen sie sichern. Und diese Waffe ist — das systematische Verfahren, mit welchem man einmal für immer seinen Zweck und die Mittel dazu fixirt. — Schon ein Mensch für sich allein, der sich einen Willen zu schaffen, ihn zum Zwecke seines Daseyns zu machen, und alle seine Gedanken und alle seine Mittel auf denselben hinzuleiten versteht; dieser isolirte Mensch, der sich mit einem solchen Willen bewaffnete, würde schon mitten unter seinen Zeitgenossen zu einer Macht werden. Nun urtheile man, was aus der Macht eines

Staates werden muß, der seine Lage kennen lernt, auf dieser Kenntnis als Grundlage, den Obelisk eines unzerstörbaren Willens errichtet und diesen durch ein unabänderliches System erleuchtet, das vor keinem Hindernisse weicht, sondern jedes mit Kraft überwindet. Rom schuf sich dies System, sobald es seine Stärke und die Gefahren seiner politischen Konstitution kennen lernte; es sah bald ein, daß die Welt in ihrer Unabhängigkeit, und Rom, nicht neben einander bestehen konnten; und nun wurde die Unterjochung der Welt das Ziel seiner Gedanken, die Triebfeder seiner Handlungen, die Seele seiner Politik. Von Feinden umringt, beschloß Rom, troz der engen Grenzen, in die es noch eingeschlossen war, die Eroberung und die Unterjochung der Welt, und dieses war das einzige Mittel, seine Existenz zu sichern und seine Konstitution mit allen ihren Fehlern beizubehalten. Dies System war entworfen und dadurch der Grund zu der ewigen Stadt gelegt; das Volk gab seinem Rom diesen stolzen Namen, mitten in den Wettern, welche die Grenzen seines Gebiets umblitzten und umdonnerten. Rom stürzte mit dieser

furchtbaren Waffe in der Hand über die Welt her, und nie, selbst in den fürchterlichsten Katastrophen nicht, wich es auch nur einen Schritt von diesem System, das für seine Existenz nun einmal zum täglichen Nahrungsmittel geworden war.

Daher entsprang die unwandelbare Regel, andern Völkern zwar Frieden zu bewilligen, aber sich nie den Frieden geben zu lassen; lieber zu sterben als um Frieden zu bitten, und lieber alles aufs Spiel zu setzen als sich auch nur einen Augenblick vor einem Sieger zu demüthigen. Dieser stolzerhabene Muth war eine unmittelbare Folge von dem eben erwähnten System. Hätten sie sich von andern Friedensbedingungen vorschreiben lassen, wie konnten sie hie und da einen Eingriff in ihr System verhindern? Schrieben sie aber selbst den Frieden andern vor, so konnten sie die dem Ueberwundenen aufgelegten Bedingungen ihrem System jedesmal anpassen und Waffenstillstand bewilligen, sobald es Rom Nutzen brachte, und der Ruin, die Schande und die Sklaverei der Völker dadurch vorbereitet wurde. Hannibals Genie durchschaute den zerstörenden Geist der römischen Macht; das Höllische dessel-

ben konnte sich vor seinem Scharfblick nicht verbergen. Er setzte kühn diesem Todessystem das einzige Erhaltungssystem entgegen, das sein Vaterland und die Welt retten konnte. Rom zeigte sich ihm unter dem Bilde der mörderischen Hyder, die man vergebens in allen Theilen ihres Körpers verwundet und die man blos dann vernichten kann, wenn man die produktive Kraft ihrer Köpfe in der Quelle selbst mit Schwerdt und Feuer vertilgt. Rom mußte man in Rom zermalmen, wenn man das System, auf welchem seine Stärke beruhte, zerstören wollte: und das war Hannibals unwandelbarer Wille. Er, dessen Genie den Geist dieses Systems, das seinem Wesen nach ein bloßes Zerstörungssystem war, ahnete, er konnte am besten über die innere Stärke desselben urtheilen. Roms größte und mächtigste Kraft lag demnach in dem Willen, sich alles zu unterwerfen, in der Nothwendigkeit der Verheerung, in dem zum Bedürfnis gewordenen Verlangen nach Menschenunglück, in dem Durst nach Herabwürdigung der Menschheit und in dem unzerstörbaren Entschlusse, sein System selbst mit Lebensgefahr durchzusetzen: und sein Wille

wird ihm immer lieber seyn als selbst das Leben ohne diesen Willen. Mit diesen schrecklichen Mitteln griff es nach der Unterjochung von Europa und Afrika, auch Asiens Unabhängigkeit an. — Und was stellte man ihm für Hindernisse entgegen? — Bedurfte Rom, um seine Existenz auf den Trümmern der Welt zu sichern, eines festen politischen Systems, so mußte wahrlich die Welt, die Rom gegenüber stand, sich noch weit mehr und aus triftigern Gründen ein solches politisches, Off- und Defensiv-System erschaffen. Rom hatte keinen andern Zweck als zu zerstören, und folglich durfte der Zweck seiner Feinde, der Natur der Sache nach, kein andrer seyn, als das Zerstörte wiederherzustellen, sich selbst zu erhalten und Rom zu zerstören. Wenn aber dies der Hauptzweck des Systems seyn mußte, das die Welt ihren Unterdrückern entgegen setzen sollte, so konnte und durfte man sich auch die einleuchtende Wahrheit nicht verhehlen, daß man dem Radikal-Uebel im Herzen der Konföderation gegen Rom, durch Genie und Talente entgegenzuwirken suchen müsse. Dies Radikal-Uebel war die Unabhängigkeit der einzelnen Glieder

der Konföderation, der wechselseitige Haß ihrer Individuen und der alte Schlendrian der partiellen Winkelpolitik, mit der man sich kraft väterlichen Herkommens vereinigte, trennte und bekämpfte. Das war die eigentliche schwache Seite, und man konnte darauf rechnen, daß der Feind sie zuerst angreifen und darauf sogar seine eigne Vertheidigung begründen würde. Es sollte demnach jedes einzelne Mitglied der Konföderation ein System haben, um Rom Widerstand zu leisten, und diesem System sollte alles aufgeopfert werden; aber jede einzelne Macht von Asien sollte auch zugleich jede mögliche Niederlage, jede mögliche Abtrünnigkeit voraussehen, und, von dem Sonnenglanze einer ewig wachen Vorsicht erleuchtet, für alle etwanigen Unfälle alle möglichen Mittel herbeigeschafft haben, um immer wieder auf den einzigen Zweck aller Systeme, auf die Zerstörung der Macht Roms und die Unabhängigkeit Asiens, zurückzukommen. Dies waren die eigentlichen Vorkehrungen, die man hätte treffen müssen. Man traf sie nicht, und Rom fand bei seinem Angriffe, Asien durch die Weichlichkeit eines ganzen Jahrhunderts entnervt.

und überall standen der Furcht, der Treulosigkeit und der Bestechung, die Herzen und die Thore offen. Rom erschien an den Höfen Asiens, umgeben von den Trabanten des Schreckens, auf seinem Haupte die Strahlenkrone des Sieges, und beide Hände voll Gold für die Niederträchtigen, die einen Preis auf ihre Infamie setzten. — Rom war durch seine Konstitution gezwungen, die großen Talente, die ihm nützlich werden konnten, zu bemerken und Gebrauch davon zu machen, und es betrog sich selten in seiner Wahl. Was konnte man ihm an den asiatischen Höfen für Männer entgegen stellen? Große Talente, anfangs Quellen des Schreckens für ihre Besitzer und für die Höflinge, waren dort nach und nach fremd und zur Seltenheit geworden, oder sie mußten zur Maske der Unwissenheit und Verderbnis ihre Zuflucht nehmen. In dieser demüthigenden Heuchelei hatten sie jeden großen Gedanken verloren; denn selten vertragen sich große Entwürfe mit großer Niederträchtigkeit. Die Mittel, durch welche die Römer zu ihrer Macht gelangten, waren von den Mitteln, wodurch man an den asiatischen Höfen zu großen Würden em-

vorstieg, so wesentlich verschieden, daß die Nachwelt sich nicht wundern darf, wenn sie die Resultate von dem, was jene wagten und diese erduldeten, so ganz verschieden findet. Die Römer besaßen alle Eigenschaften glücklicher Tyrannen; sie hatten die Kühnheit des Verbrechens, die Wuth der Habsucht, die Trunkenheit des Glücks, und den Haß, den der Mensch gewöhnlich gegen diejenigen fühlt, die er ganz unglücklich gemacht hat. Alle Leidenschaften der Hölle flammten in ihren Herzen: und was stellte man ihnen entgegen!?! — Man stelle sich im Geiste die Höfe Asiens vor, als die römischen Adler sich erhoben, und getragen von blutbespritzten Armen, umringt von Menschen, die nach Raub und Mord schnaubten, über den Staaten schwebten, welche ewige Sinnenlust ihrer Auflösung nahe gebracht hatte, und die Thronen, die der Schlaf und die Wollust umringten, mit ihren grausamen Fängen bedrohten. Im ersten Schrecken baten die Könige die Götter um Minister und Generale, aber sie fanden in ihrer Nähe blos Höflinge. Diese entwürdigten Menschen hatten ihrem sinnlichen Vergnügen und der Fortdauer

ihrer Existenz alles aufgeopfert. Von einer unbrauchbaren Umgebung umringt, sahen sich die Könige vergebens nach den großen Geistesgaben um, die sie leider erstickt hatten; sie fanden blos Schmeichler, denen es Freude war, Männer von Talent unglücklich zu machen. Da folgte Unglück auf Unglück; aus den Unglücksfällen entsprang das Schrecken, aus dem Schrecken der Egoismus und aus dem Egoismus die Niederträchtigkeit und die Schande. Nun verkaufte man sich an die Römer, weil es an Kraft gebrach sie zu bekämpfen; in der Macht der Unterdrücker suchten einzelne Individuen ihren Schutz; man schätzte sich glücklich, wenn man durch den geleisteten Beistand bei dem Ruin der Alliirten, seinen eignen Ruin nur noch einige Tage aufschieben konnte; und als Rom endlich der ewigen Niederträchtigkeiten müde, die Werkzeuge, die es bei der Zerstörung seiner Feinde gebraucht hatte, vernichten wollte, da rief es aus: „Kehret ins Nichts zurück!“ und sie kehrten zurück in das Nichts.

Nie seufzte die Menschheit unter mehreren Geißeln zugleich, als in der furchtbaren Epoche. Die schmerzlichste aller Qualen war nicht die

tausendfache Noth, die man zu erdulden hatte und die eine nothwendige Folge der Eroberungen war; die ewige Höllenqual für jeden, der es nicht über sich vermochte, die letzte Rückerinnerung und den letzten Funken des Muths in sich zu ersticken, war der stete Anblick der allgemeinen Niederträchtigkeit, die gleich einem fressenden Krebsschaden alle Individuen zugleich angegriffen hatte.

Man machte damals die Bemerkung, daß die Vernichtung aller Grundsätze der Ehre, der Menschlichkeit und der Selbstachtung, statt von dem gemeinen Volke zu den höheren Ständen hinaufzusteigen, gerade umgekehrt, von den Regierungen des Volks und den höheren Klassen der Gesellschaft zum Volke hinabstieg. Erst die Menge der auffallendsten Beispiele konnte das Volk dahin bringen, sich schlecht machen zu lassen; mit hartnäckiger Kraft hielt es an den alten Grundsätzen, die man auf allen Seiten herabzuwürdigen suchte. Kurz, in diesem beweinenswerthen Jahrhundert verließen nicht etwa die Völker ihre Regierungen, nein! die Regierungen thaten geflissentlich alles, um die Völker zu

verderben und die Empfindungen zu ersticken, die so viele Jahrhunderte tief in ihre Herzen eingegraben hatten. Nun wurde das Daseyn für jeden Menschen, der sich die Ketten nicht anlegen lassen wollte, zu einer Marter, die man selbst in den Zeiten der größten Barbarei nicht gekannt hatte. Unwandelbare, treue Ergebenheit gegen die Gesetze des Vaterlandes, zertrümmerte die Ruhe des treuen Staatsbürgers und wurde endlich gar zu einem unverzeihlichen Fehler. Die Verfolger solcher Männer hätten im Grunde nur unter den Römern existiren sollen, aber in diesem Jahrhundert des Ungeheuren und Unbegreiflichen, hatte die Niederträchtigkeit überall ihre Tempel, in denen sie Zeichen und Wunder that. Der Mann, der seinem ersten Eide treu blieb, fand bald bei den Königen, deren Sache er vertheidigte, weder Zuflucht noch Schutz; sein Daseyn schon war eine Sünde; selbst durch sein Schweigen schien er die Auftritte zu misbilligen, die er als Zeuge mit ansah, denn sogar das Schweigen des Mannes von Ehre ist eine Kränkung für Menschen, die keine Ehre besitzen. Man wollte sich mit Wohlbehagen ungescheut im

Schlamm des Schimpfes und der Schande herumwälzen, man wollte blos Mitverbrecher um sich haben und entfernte die lästigen Zeugen.

Die römische Uebermacht verfolgte mit Niederträchtigkeit und Wuth die nemlichen wakkern Männer, welche die Könige von Asien überall von sich stießen; ihre Gegenwart wurde für die Römer zur Schlange des Gewissens; man suchte eifrig die Erde von ihrem Daseyn zu säubern; hier lieferte man sie an die Römer aus, dort verschloß man ihnen jeden Zufluchtsort und ließ ihnen blos die Ruhe im Grabe. Ihre unwandelbare Tugend zeichnete sie in diesem Jahrhundert so aus, wie sonst nur unverzeihliche Bübereien auszeichneten. Glücklich waren nur diejenigen, die sich zum Arsakes begeben konnten. Andre Männer, deren Muth endlich erschöpft wurde, mußten bei aller Ehre und Treue, in der sie lebten und webten, sich wenigstens niederträchtig und meineidig stellen, um in Asien unter einer schimpflichen Livree einen Zufluchtsort zu erhalten, den sie mehr der Verachtung Roms als dem Mitleiden der Könige zu verdanken hatten.

Aus dieser Sündfluth des Elends, der Schmach und der Schande ragte nur noch Hannibal wie ein Koloß hervor. Ihm huldigte die Welt, Rom fühlte Ehrfurcht, zitterte, und glaubte nur durch den Tod des großen Mannes seine Existenz zu sichern. Er, der Einzige Mann, war außer der Macht der Römer noch die einzige Macht in der Welt: und der Grund dieser Macht lag einzig in seinem Hasse. Hannibal haßte, und wußte, was für eine furchtbare Stärke der Haß dem Herzen giebt, das er erfüllt, der Haß, der seine Flamme von Rückerinnerungen nährt, und in welchem der Mann von Genie alle seine Gedanken glühend macht. Dieser große, edle Haß kann nicht aus kleinlichem Interesse sich erheben; Vaterlandsliebe ist seine Mutter; sie tauchte das Kind bei der Geburt in die Fluten des Styx. Wenn ein freier Bürger den Staat, in welchem seine Väter lebten und in dessen Schooße er die Sonne begrüßte, unterjochen; wenn ein treuer Unterthan den Monarchen, dem er unvergängliche Treue schwur, erniedrigen, eine triumphirende Parthei die Gesetze umstoßen und an deren Stelle mit eisernem Zepter herrschen; wenn er sein

Vaterland durch die Tyrannei eines Usurpators entweiht sieht: dann öffnet sich das große, umfassende Herz dem Hasse, und dieser Haß offenbart ihm seine Macht und einen unversiegbaren Quell des Trostes. Aber, wird man sagen und hat man immer gesagt: ein ohnmächtiger Haß ist die unerträglichste aller Qualen! Ein ohnmächtiger Haß? Ich geb' es zu, aber der existirt auch nur im Tartarus. Der Haß, der diese Oberwelt bewohnt, kennt weder Ermattung noch Ohnmacht, ja es kann, nach meiner Behauptung, kein wirklich ohnmächtiger Haß in der politischen Welt existiren. Die Menschen werden wohl des Hasses müde, aber der Haß an sich ist in seinen Quellen unerschöpflich. Der Haß, den man mit heiligem Religionsgefühle dem Wesen gelobt, das unser Vaterland unterdrückt oder seine Unabhängigkeit bedroht, ist ein himmlisches Gefühl, das seine Nahrung in sich selber findet; man lebt blos, weil man haßt, man haßt, weil man des Daseyns Reiz sich erhalten will. Die vorgebliche Ohnmacht findet nur dann wirklich statt, wenn dieser Haß in ungeschickte Hände fällt, die mit der fürchterlichen

Waffe nicht umzugehen wissen. Der flache Haß, der nicht in die Tiefen des Herzens eingreift, kennt seine treueste Gefährtin, die Geduld, noch nicht; er ist ein Blinder, dem der Blick in die Gegenwart und in die Zukunft fehlt; von ihm läßt sich kein Plan, kein tiefdurchdachtes System, kein großer Gedanke erwarten; er kennt die sichern, von stiller Energie begleiteten und langsam aber unfehlbar zum Ziele fortschreitenden Kombinationen nicht, die in die Tiefen der Zukunft dringen, sich bis zum Thron des Ewigen erheben, und wie die unbeugsame Gerechtigkeit und die unerbittliche Nemesis, den strafbaren Bösewicht in seinem Wahnsinn, sich in Blut, in Bübereien und Triumphen berauschen läßt, und ruhig seine Züchtigung für kommende Zeiten vorbereitet. Die Götter hassen ewig das Verbrechen, dies ist eine ihrer höchsten Eigenschaften; der Mensch, der sich durch den Gedanken bis zum Himmel erhebt, kann seinem Hasse nicht die Ewigkeit geben, sie liegt nicht in seiner Dauer, aber er weihet ihm die Dauer seiner Existenz, und mehr verlangt der Himmel nicht von ihm. Wer in der furchtbarsten Noth

seines Vaterlandes ausrufen kann! „Es ist alles verloren!“ der hat eine Blasphemie gegen den Haß ausgestoßen und darf sich seinem Tempel nicht mehr nahen. Ja, die fürchterlichste Noth hat auch unglaubliche Quellen der Hülfe in ihrem Schooße, aber wer nicht haßt, der sieht sie auch nicht. Der Haß ist prophetisch, er arbeitet in der Zeit und genießt dabei in der Zukunft. Ein Staat, der Männer hat, die hassen können, darf nie an seinem Schicksal verzweifeln. Der Haß kennt mitten in dem Unglück die Geduld, ergründet des Elends Tiefe, um Rettung und Hülfe von unten herauf zu holen; für ihn hat die Zeit keine Flügel; und während der große Haufe die Sklavenstirne bis zur Erde beugt und sich in den Schlamm des Schimpfs und der Schande tief versenkt, bereitet der Mann, der hassen kann, in stiller Abgezogenheit allein die Rettungsmittel vor, und erwartet die Hülfe von der Höhe, aus der sie kommt, von Göttern, von Menschen, vom Unglück, selbst von der Wuth des rasenden Tyrannen. Wann wird man doch die Macht des Mannes von Genie anerkennen, der ganz allein auf den Ruinen seines Vaterlandes wacht und

in seinem Busen das heilige Feuer erhält, das einst sein Jahrhundert beleben und seine Unterdrücker verzehren soll. In diesem Jahrhundert war Hannibal dieser einzige seltne Mann; und zeigte schon durch das, was Er allein die Römer fühlen ließ, der Welt, was er gethan und bewirkt haben würde, wenn er in einem Jahrhundert gelebt hätte, das seines Besitzes würdig war.

Bemerken wir nur noch zum Schluß des 18ten Buches unsrer Geschichte, wie bewunderungswürdig Hannibal in seinem ganzen Leben und selbst in seinen letzten Augenblicken war. Wer kann an der Erhabenheit seines Muthes, wer daran zweifeln, daß Hannibal nach dem Fall Karthago's, nicht tausendmal lieber den Tod dem Leben vorgezogen, als seinen großen Namen der schmählichen Verachtung asiatischer Höfe Preis gegeben hätte? Aber Hannibals eigentliches Leben ging mit dem Tage zu Ende, wo er Italien verließ; von dieser Zeit an lebte er blos noch für seine große Sache, und er verzweifelte nie an ihr und ihrer Gerechtigkeit, selbst nicht in dem entscheidenden Momente seines Todes. Er erlaubte dem Tode erst dann sich ihm zu nähern,

als er seine Begnadigung aus der Römer Händen empfangen und sich um des Lebens willen erniedrigen sollte. Das zeigt uns die Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, und der Brief, den er an Prusias, der ihn lebendig dem Flaminius ausliefern wollte, schrieb. Diese letzten Lebensszenen des größten Sterblichen sollen die Zierde, der glänzende Brillant des 24sten Buchs werden; ich habe die dahin gehörigen Akten mit Ehrfurcht gesammelt und ich überliefere sie der Nachwelt mit eben der Treue, mit welcher sie mein Vater Likortas in meine Hände niederlegte.

Hannibal, dessen Haß gegen Rom sein erstes und letztes Lebensgefühl war, wollte, Rom sollte sich durch seine Verfolgung entehren, sein Tod sollte ein neues Verbrechen in den römischen Annalen werden, und als die auffallendste, schwärzeste Niederträchtigkeit nicht nur Roms Verdorbenheit und dessen Verfall der Welt verkünden, sondern auch Zerstörung und Rache verheißen. Er wußte in seinen letzten Momenten die Schande, womit sein Tod die Römer brandmarkte, zu einem Genusse für seine

hohe Seele zu läutern, verglich diese Tage der Schmach Roms mit jenen Tagen der Tugend und des Ruhms, die nicht mehr waren und nicht wiederkommen konnten, und fest überzeugt von der Befriedigung seiner Rache, und glücklich durch die Schande seiner Feinde, stieg er hinab ins Grab. Er lehrte uns, wie man im Unglück leben und wie man sterben muß.

Ende des 18ten Buchs.

Anmerkungen.

a) Seite 9. zu Gebote stehen. —

Diese ganze Stelle über das Wesen des Friedens ist wahrscheinlich unächt; wenigstens hat sie große und unüberwindliche Schwierigkeiten. Denn so excentrisch der Charakter des Hannibal auch erfunden ist, so abergläubig und blind sein Haß gegen Rom, so kann er doch nie behaupten wollen, wie es hier geschieht, Friede sey Krieg. — Oder macht uns nur unser Zeitalter mit seinen Fortschritten zur Aufklärung und allgemeiner Schonung der Menschheit, jene rauhere Zeit mit ihrem Hannibal so unbegreiflich? Bei uns wenigstens scheint Friede nichts anders zu seyn, als hingebendes Vertrauen auf die Milde des Feindes. Soll er erhalten werden, so müssen wir erklären, daß wir den Krieg nicht wollen, müssen Demarkationspfähle abstecken, um anzuzeigen, daß diesseits Friede seyn soll. Freilich aber ist's traurig, daß die Nationalehre, der öffentliche Charakter, unsre Magazine, unsre Industrie dabei zu Grunde gehen. Doch wollten wir diese Opfer nicht bringen, so würden wir aufhören müssen, es für etwas der Vernunft und Aufklärung widersprechendes zu halten, uns mitten im Frieden zu wehren. — Allem Krieg wäre ein Ende gemacht, wenn niemand mehr sich wehrte, wenn man Blut als das einzige reelle Opfer, alles übrige als Vorurtheil betrachtete. —

b) S. 15. verhaßt werden konnten. —

Die Aechtheit des Originals vorausgesetzt, sind die Farben in der Schilderung, die uns Polybius von Rom in dieser Stelle macht, dem ersten Anschein nach etwas stark aufgetragen; aber sie stehen denn doch nicht grell neben einander da, sondern sind trefflich in einander verschmolzen, und die Wahrheit des Bildes läßt sich nicht läugnen. Zweitausend Jahre sind seit jener Zeit vergangen, und fühlen wir nicht noch überall, selbst da, wo Männer mit Friedrichs herkulischer Kraft walteten, das Lastende ihrer barbarischen Gesetze und ihrer nichts weniger als humanen Einrichtungen. Das schöne, reinmenschliche Griechenland, das sich einst in den heiligen Schranken des Gesetzes und der Freiheit so begeisternd schön bewegte und in seinen vielen, kleinen Staaten so herrlich ausbildete, wo Künste und Wissenschaften von einzelnen Regierungen und trefflichen Volksvorstehern so kräftig unterstützt und zu den reizendsten Blüthen erwärmt wurden, verlor leider durch die kriegerische Barbarei der Römer auf lange Zeit seinen beglückend schönen Einfluß auf die Menschheit, und durfte selbst nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften, nur hie und da in liberalen Bildungsanstalten, und wo Männer wie Lorenzo von Medicis an der Spitze der Staaten standen, seine veredelnden Kräfte äußern.

e) S. 20. das jemals existirte —

Der Sinn des Originals ist dem ersten Anschein nach in dieser Stelle schwer zu fassen; ich schmeichle mir jedoch sie richtig verstanden und übersetzt zu haben. Polybius nennt den Nabis den fürchterlichsten Tyrannen, der jemals existirt habe und jemals existiren werde. Ich habe aus Achtung für den Polybius die letzten Worte weggelassen: sie entscheiden über die Zukunft, die er nicht kannte, und die Erfahrung hat anders entschieden. Polybius war ein Geschichtschreiber und kein Prophet. In seiner Empörung über Sparta's Schmach hielt er es für ganz unmöglich, daß jemals eine Nation sich noch tiefer erniedrigen könnte. Er irrte sich; aber er schrieb auch 200 Jahr vor Christi Geburt und nicht im Jahr 1800 der neuern Zeitrechnung. Wenn sich der einsichtsvolle, tiefdenkende Polybius irrte, wie der Erfolg unwiderleglich beweist, so wird man diesen Fehler seiner Einbildungskraft wenigstens verzeihlich finden, er konnte sich's nun einmal nicht vorstellen, daß der Himmel der Erde noch einen ärgern Tyrannen, als den Nabis, aufbewahrt habe.

Die Geschichtschreiber versichern uns einstimmig: Sparta habe nach dem Tode des Machanidas unter der unumschränkten Gewalt des Nabis gestanden, Nabis sey in Sparta ein Fremdling gewesen, und man habe weder über seine Herkunft etwas zuverlässiges bestimmen, noch erfahren können, warum die Spartaner seine

drückende Tyrannei so gelassen erduldeten. Er war kaum König von Sparta geworden, so zeigte er sich als offenbarer Feind aller derer, die durch Geburt, Verdienste und Talente sich auszeichneten. Die einen ließ er durch Gift, andere durch die Dolche der Meuchelmörder hinrichten. Seine fruchtbare Einbildungskraft sann Verschwörungen aus, um alles hinein zu verweben, was durch einigen Einfluß ihn verdunkelte, und auf Eingebung seiner Sicherheit und seines Hasses ließ er die Beklagten deportiren, um sie entfernt von Sparta zu morden, damit sie im Lande selbst keine Rächer fänden. Er hatte, wie Plutarch erzählt, eine eigene Maschine erfunden, die ein prächtig gekleidetes Weib vorstellte; sie stand in seinem geheimen Kabinet, wohin er diejenigen zu sich kommen ließ, die er zu ungeheuern Geldbußen verdammt hatte. Weigerten sie sich zu unterwerfen, so ließ er diese Schlachtopfer dem weiblichen Automat in die Arme führen, der unter den prächtigen Kleidern ganz mit Dolchen besetzt war, den Unglücklichen erfaßte, an seinen Busen drückte und ihn zwang, sich entweder dem Willen des Nabis zu unterwerfen oder in der Umarmung zu sterben. — Man sieht, die Griechen liebten die Allegorie. Sie wollten uns die Politik des Nabis gegen die benachbarten Staaten schildern, und uns eine Idee von seinen Unterhandlungen, den Früchten seiner Allianzen und seiner Freundschaft geben. Als Flaminius auf Bitten der Achaier den Nabis angriff, ließ der Tyrann die Spartaner zusammenkommen, verkündigte

ihnen die drohende Gefahr, gab ihr den Namen einer Nationalgefahr, und forderte, daß man zu seiner Sicherheit achtzig der vornehmsten Bürger gefänglich einziehen und im Tempel aufbewahren sollte, mit dem Zusatz: beim Ausgange des Krieges werde er sie dem Volke wiedergeben. Er ließ die Bezeichneten verhaften und gab sie treulich zurück — aber todt!! — — — Diesem Tyrannen bewilligte der vorgebliche Befreier Griechenlands den Frieden und den Titel: „Freund des römischen Volks;" er vernichtete das Geschlecht der Dorier, aus welchem die ächten Spartaner abstammten, und setzte Ausländer an dessen Stelle, die vorgeblich aus seinem Vaterlande, im Grunde aber weiter nichts als eine Kolonie von Verbrechern aus allen Nationen waren. Er wurde von Räubern ermordet, für deren König er sich erklärt hatte. — — Man glaubte lange Zeit, er sey ohne Nachkommen gestorben . . . . . .

Anm. d. franz. Uebersetzers.

d) S. 52. Coalition selbst kehren werden.

Kämpfende und auf politische Aktionen thätig einfließende Keime der Zwietracht und des Hasses, schmekken so arg nach dem Hexenkessel einiger neuern deutschen Philosophen und Poeten, daß man gegen die Aechtheit dieser Stelle wohl einen kleinen Zweifel äußern darf, da man den Bildungs- und Zeitgenossen Volney's, den sinnigen französischen Uebersetzer, weder für einen Kenner der neuesten, deutschen Offenbarungen halten, noch glauben kann, daß seinem Geiste hier ein Jean Paulscher Staatsminister oder die geschminkte Ehurgestalt eines arkadischen Staatsschäfers vorgeschwebt habe. Ich habe das griechische Original nicht zum Vergleichen bei der

Hand, aber ich getraue mir wenigstens zu behaupten, daß man vergebens den Pendant zu diesem Bilde in dem ganzen Polybius suchen würde. Ich überlasse dies der Beurtheilung der gelehrten Welt, die das Sinnigwahre in den Bildern der Alten kennt.

e) S. 106. bloßen ungeheuern Kirchhof —

Wenn irgend eine Stelle dieses Bruchstücks aus dem Polybius unächt scheinen könnte, so wäre es diese, in der das Wort: „Kirchhof“ vorkommt. Wie kommt Polybius zu diesem Ausdruck? Rom und Griechenland kannten so wenig den Platz, den wir Kirchhof nennen, als Palästina und Egypten, von wo unsre meisten religiösen Begriffe herstammen. Wären die frommen Jünger der h. Laura gelehrte Benediktiner, so könnte man nach Art der lieben Alten seine Zuflucht zu einer Hypothese nehmen. Ein Mönch auf den ätherischen Höhen des Athos, ein Mann, der würdig war, in einer bessern Zeit zu leben, suchte die Gefühle seiner Brust und die Gedanken seiner Seele in des Polybius lang studirte und bewunderte Form auszugießen: bei dem freien Fluge in die alte, längst vergangne Zeit vergaß er die verderbte Welt, die ihn umgab, die Polykratesse und Heraklidesse seines Zeitalters und legte das schöne Denkmal, in welchem er der Nachwelt seinen Geist ausprägte, unter die übrigen Dokumente des Klosters. Der sinnige franz. Uebersetzer fand es dort, und mit seiner Achtung für fremdes Eigenthum gab er uns, was er fand, selbst mit allen verdächtigen Flecken. Aber die Mönche auf dem Athos sind keine Benediktiner, und so bleibt die Schwierigkeit unaufgelöst.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Antraigues, Emmanuel Louis Henri de Launay <<d'>>,

Hannibal und Antiochus ein Bruchstück aus dem XVIIIten Buch des Polybius

St. Petersburg [i.e. Riga] 1806

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.gr.o.500

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11725865-1